

# prisma

HSG-Studentenmagazin

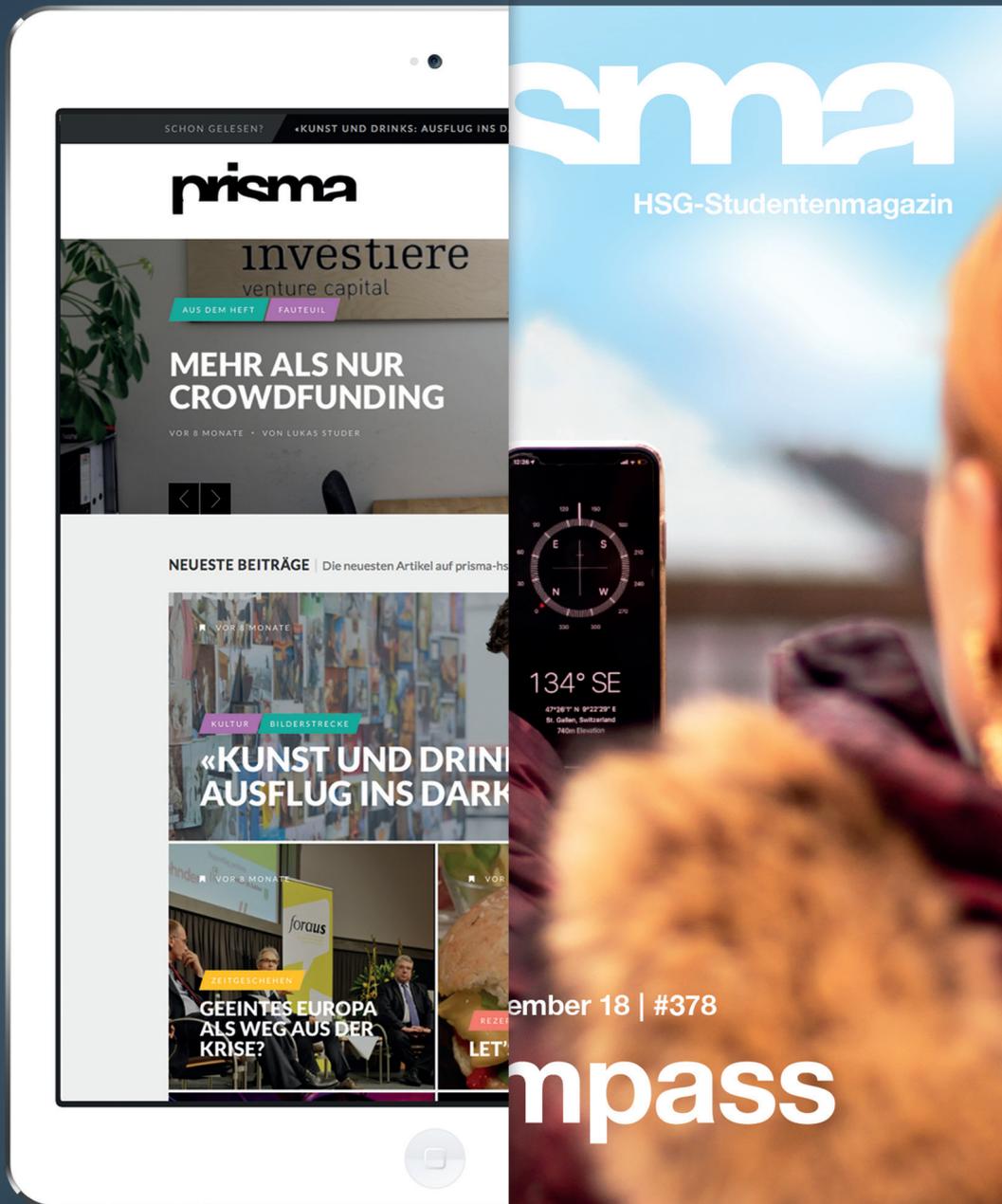


Dezember 18 | #378

# Kompass

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

# HSG-STUDENTENMAGAZIN



**DIGITAL**  
AUCH DEN SOMMER ÜBER  
[WWW.PRISMA-HSG.CH](http://WWW.PRISMA-HSG.CH)

**GEDRUCKTE AUSGABE**  
ZWEIMAL PRO SEMESTER  
AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

# Editorial



Meine lieben Leserinnen und Leser

Geht die Sonne auf im Westen musst deinen Kompass testen – was für die frühe Schifffahrt aus überlebenstechnischen Gründen nicht zu vernachlässigen war, verkommt in Zeiten von Smartphone-Kompassen und Google Maps zu Makulatur. Einzig während der relativ häufigen Orientierungsläufe im Rahmen des Sportunterrichts gelangte ich mit analogen Himmelsrichtung-Zeigern in Kontakt. Wie gerne ich mich nur daran zurückerinnere, hechelnd und vor allem planlos durchs Brombeergestrüpp zu stolpern... Zwar war da noch der Kontakt mit militärischen Bussolen, doch wir «Füsel» (Infanteristen, nicht selten auch Kanonenfutter genannt) beschränkten uns als mässig helle Sterne am Himmel darauf, uns mittels feuchten Fingern im Wind zu orientieren – logischerweise mit übergezogenem Kampfhandschuh.

Hinzu kommt das «Compass» der digitalen Art, welches den HSGlern zweimal jährlich «saumässiges» Herzklopfen beschert und insbesondere im Bereich des Abstürzens während der Notenvoranzeigen über exzellente Fähigkeiten verfügt. Während das «Compass» als Kompass für das HSG-Leben knapp zu genügen vermag, gestaltet sich die Fahndung nach einem Kompass für

das gesamte Leben um einiges schwieriger. Das vorliegende Heft erhebt den schüchternen Anspruch, euch bei dieser vertrackten Kompass-Suche zumindest ein kleines Stück voranzubringen.

Hierfür setzen sich Luana Rossi und Daria Kühne auf Seite 12 unter dem Titel «Innerer Kompass ohne Norden» tief-schürfend mit der Sinnkonstruktion auseinander. Aisha Thüning, die jährlich ins krisengeplagte Gebiet zwischen Israel und Palästina reist, gibt in einem Erlebnisbericht (Seite 22) einen bewegenden Einblick in Ängste, Wut und – nicht selten – Schreckmomente. Darüber hinaus liefert sich unser aktuelles Pro/Contra (Seite 26) einen alles andere als langweiligen Schlagabtausch zu geschlechtsneutraler Sprache – von flächendeckender Diskriminierung, Sternchen und monströsen oder doch wunderschönen Wortgebilden.

Ich wünsche allseits gute Orientierung mit unserem «Kompass»!

Euer Chefredaktor  
Fabian Kleeb

# Inhaltsverzeichnis

18 Anina Frigg gewährt Einblicke in den Dienstleistungsanspruch der Bib



32 Ein Teil der prisma-Redaktion auf dem «Foxtrail»



## Campus

- 06 Kommentar zu Nebenbeschäftigungen an der HSG
- 08 Thomas Dyllick im Porträt
- 10 Stiftung prisma hat getestet
- 12 Innerer Kompass ohne Norden
- 15 Nachteilsausgleich
- 16 Universitätsrankings unter der Lupe
- 17 My super wird flatmate
- 18 Die Bib – unser zweites Wohnzimmer
- 20 Melanie Kovacs im Interview

## Thema

- 22 Unterwegs in Krisengebieten
- 24 Semesterferien mit Deadpool
- 26 Pro/Contra – Geschlechtsneutrale Sprache
- 28 Migrationspolitische Wirrungen
- 30 Peilung: Freiheit und Abenteuer
- 32 Foxtrail in St. Gallen
- 34 Südosteuropa heute
- 36 Konzern vs. Start-up



Titelbild

Fiorella Linder, Darya Vasylyeva & Patrick Buess



38 Prof. Thomas Rudolph: «Ich bin ein Brückenbauer»

## Menschen

- 38 Prof. Thomas Rudolph privat
- 41 Interview mit dem Komiker Claudio Zuccolini
- 44 Die Umfrage

## SHSG

- 46 SHSG – Who are we?
- 48 New Learning Platform
- 49 HSG Learning Center

## Kompakt

- 50 prisma empfiehlt: «Fit Beef» Proteinriegel
- 51 prisma empfiehlt: Filmdrama «Ballon»
- 52 Gewinnspiel
- 53 prisma vor 43 Jahren
- 54 Zuckerbrot und Peitsche
- 55 Gerücht



## DNA der HSG in Gefahr

*Das Erfolgsmodell der HSG mit seinen Nebenbeschäftigungen ist aufgrund jüngerer Skandale unter Beschuss gekommen. Die Diskussion hat Ausmasse angenommen, welche kritisch zu betrachten sind. Ein Kommentar.*

**D**ie Universität St. Gallen sah sich in der nahen Vergangenheit mit einigen Skandalen konfrontiert. Jüngste Affäre: Die Jungfraubahn Holding AG, deren Verwaltungsratspräsident Thomas Bieger ist, wurde von der eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) wegen Marktmanipulationen gerügt. Diese sind aufsichtsrechtlich unzulässig, aber kein Straftatbestand. Die Nebenbeschäftigungen des Rektors und der Professorinnen und Professoren der HSG rückten daraufhin in den Mittelpunkt verschiedenster Diskussionen, welche unter anderem durch die Medien weitgehend abgedeckt wurden. Auch aus der Politik wurden Stimmen laut, welche das Konzept der Nebenbeschäftigungen kritisierten. So forderten im St. Galler Kantonsparlament die Fraktionen von FDP, CVP, GLP und SP eine unabhängige Überprüfung aller Nebenbeschäftigungen. Die St. Galler Regierung verlangt mehr Transparenz. Bildungsdirektor Stephan Kölliker will die Revision des Universitätsge-

setztes vorantreiben. Bereits jetzt ist klar, dass der zukünftige Rektor keinen Nebenbeschäftigungen mehr nachgehen darf.

### **Das System wird hinterfragt**

Die Causa Bieger hat die Kritik an den Nebenbeschäftigungen noch mehr ins Rollen gebracht. Von verschiedensten Personen aus Medien und Politik wurden Fragen gestellt. Beispielsweise ob es weiterhin opportun sei, dass der Rektor Nebenbeschäftigungen in der Privatwirtschaft nachgehe. Woher sich der Chef einer Bildungsinstitution dieser Grösse die Zeit nehme, noch anderen Beschäftigungen seriös nachzugehen. Ob nicht die Forschung und letzten Endes auch die Lehre unter der Tatsache leide, dass Professoren Nebenbeschäftigungen nachgehen.

Was ist mit der Vorbildfunktion, welche die Professoren einnehmen müssen? Sind die Professoren und insbesondere der Rektor überhaupt noch glaubwürdig, wenn es um die Unbestechlichkeit der Wissenschaft geht?

Das System wird immer mal wieder Fehler generieren. Es ist jedoch kleinkariert wegen Einzelfällen Strafen zu entwickeln und Reglemente enger zu fassen, denn die positiven Effekte der Nebentätigkeiten sind einschlägig.

### **Verlasst das sinkende Schiff – wenn es denn nur eines geben würde**

Die Nebentätigkeiten der Professoren sind einer der vielen Gründe für den Erfolg der HSG – sie gehören zu deren DNA. Damit werden nicht nur viele Drittmittel aus der Wirtschaft beschafft. Die Universität profitiert auch von der Praxiserfahrung ihrer Professoren. Die Kritik an diesem Erfolgssystem nimmt ein beunruhigendes Ausmass an.

Zunächst ist anzumerken, dass die Professoren bei einer Vollzeitstellung einen Tag in der Woche einer Nebentätigkeit nachgehen können, trotzdem aber zu hundert Prozent entlohnt werden. Es gibt an der HSG somit Regeln, übrigens auch bezüglich Spesen. Wenn bestimmte Perso-



nen jetzt so tun, als würde es diese nicht geben, dann stimmt das nicht.

Die HSG braucht Professoren, die in der Praxis tätig sind. Dadurch wird die Forschung wie auch die Lehre nicht schlechter, sondern besser. Es werden aktuelles Wissen und relevante Erfahrungen aus der Praxis in die Vorlesung integriert. Anstatt stupiden BWL-Modelle auswendig zu lernen, wird auch über die Anwendbarkeit und vor allem die Nutzenstiftung diskutiert. Die Nebenbeschäftigungen helfen somit direkt der HSG.

Wollen wir wirklich Professoren an dieser Universität haben, die ihr Wissen lediglich aus Büchern beziehen? Wissen, welches vielleicht in den 60er- oder 90er-Jahren relevant war? Ein Erfahrungshorizont aus dem letzten Jahrhundert bringt uns Studierenden sichtlich wenig. Neue, praxisbezogene Einflüsse in Forschung und Lehre sind unabdingbar.

Durch die Nebenbeschäftigungen werden ausserdem wichtige Kontakte geschaffen. Gelder aus der Praxis fliessen in Projekte, mit welchen der Stern der HSG noch grösser gemacht wird. Zweifellos würde die HSG nicht in den Rankings auftauchen, oder in diversen Fachjournals publizieren, wenn alles auf staatlicher Finanzierung basieren würde. Es würde nicht jene grosse Anzahl an Mitarbeitern in den zahlreichen Instituten geben, die einen wichtigen Beitrag für Forschung und Lehre leisten.

### Leidet Forschung und Lehre?

Es ist sicherlich wichtig, ein gesundes Mass zu finden. Wenn zu viele Res-

ourcen in den Nebenerwerb gesteckt werden, dann ist das nicht optimal. Doch wie bereits erwähnt: Es gibt bereits Prozesse, die sicherstellen, dass dies gegeben ist.

Ausserdem gibt es zahlreiche konkrete Beispiele an der HSG von Professoren, die in der Praxis sehr aktiv sind und dennoch grosse Leistungen in Forschung und Lehre erbringen. Zum Beispiel Thomas Geiser. Im Jahr 1995 trat er an der HSG die Stelle als ordentlicher Professor für Privat- und Handelsrecht an. Er war Direktor des Forschungsinstituts für Arbeit und Arbeitswelten. Sodann war er akademischer Leiter des juristischen Programms, Vorstand der rechtswissenschaftlichen Abteilung und Prorektor. Daneben war er auch in mehreren Kommissionen engagiert. Er hat eine der grössten Vorlesungen an der HSG gegeben: die Assessment-Vorlesung in Privatrecht. Neben seinen universitären Pflichten ist Geiser Stiftingsrat der Kuoni und Hugentobler-Stiftung sowie Verwaltungsrat bei Kuoni und Aldi Suisse. Zudem sitzt er im Vorstand der Solothurner Filmtage, ist Geschäftsleiter der Stiftung Weiterbildung Film und Audiovision FOCAL und war Mitglied der eidgenössischen Filmkommission. Das Verzeichnis seiner Veröffentlichungen umfasst weit mehr als 400 Einträge. Publiziert hat er vor allem im Arbeits-, Familien- und Erbrecht. Thomas Geiser ist kein Einzelfall.

### Gefragte Personen

Das Beispiel von Thomas Geiser zeigt ausserdem, dass etablierte Personen aus Forschung und Lehre

sehr gefragt sind. Die Nachfrage nach Professoren und Personen mit einem Dokortitel in der Wirtschaft ist gross. Dazu muss man nur einen Blick in die Verwaltungsräte und Stiftingsräte werfen. Gibt es hier Grenzen? Könnte beispielsweise ein Professor VRP oder CEO von Glencore sein? Ist das überhaupt eine relevante Frage? Aus moralisch-ethischer Sicht wohl schon.

Für den zukünftigen Rektor jedoch sicherlich. Der Verzicht auf jede Art von Nebentätigkeiten soll im Kern wohl verhindern, dass der künftige Rektor in einer exponierten, öffentlich-wirksamen Position sitzt. Doch was heisst das für unbezahlte Mandate? Was heisst das für bezahlte Positionen, wo man auf die Bezahlung verzichtet? Das liegt wohl am Universitätsrat, das genauer festzulegen.

### «Ade mitenand»

Die grösste Gefahr bleibt, dass wenn die unternehmerische Freiheit der Institute beziehungsweise der Professorenschaft eingeschränkt oder gar ganz genommen wird, sich irgendwann ein Professor dafür entscheidet irgendwo anders hinzugehen, oder sich zurückstufen lässt. Und dann ist es keine Frage mehr, dass die Forschung und die Lehre darunter leiden wird. Deshalb bleibt nur noch eine Frage: Wollen wir das wirklich für unsere Universität?

Text

Alessandro Massaro





Thomas Dyllick schliesst ein Burnout bei sich selbst kategorisch aus – das Leben sei dafür viel zu schön.

## Er hat es seinen grossen Brüdern gezeigt – und wie

*Die Herzlichkeit und Inspirationsfähigkeit des Thomas Dyllick wird allseits geschätzt. Nach über 40 Jahren geht seine Zeit an der HSG zu Ende – ein Porträt des Nachhaltigkeits-Pioniers.*

**K**eine vier Wochen sind seit der bewegenden Abschiedsvorlesung von Thomas Dyllick vergangen. Die – haltet euch fest – 44-jährige HSG-Karriere des gebürtigen Deutschen hat ihr zumindest formelles Ende gefunden. Klar, dass nach einer solch langen Zeit Wehmut vorhanden ist, doch selbstverständlich sei er deswegen noch lange nicht fertig: «Ich habe noch viel Energie», stellt der 64-jährige Professor in Nachhaltigkeitsmanagement klar.

Einige Tage nach seiner letzten «Show» im Audimax blickt Thomas Dyllick voller Dankbarkeit auf sein bisheriges Leben zurück: «Es gibt keinen Traum mehr, den ich mir noch nicht erfüllen konnte», sagt er, der als jüngster von vier Brüdern aufgewachsen ist. Sein allergrösstes Ziel, es den älteren Brüdern mal richtig zu zeigen, realisierte er gran-

dios. Schliesslich schaffte kein anderer seiner Brüder den Sprung in die «Academia».

Doch wieso ist Dyllick, der in gut-bürgerlichem Haus in Freiburg im Breisgau aufgewachsen ist, überhaupt jemals in St. Gallen gelandet? Sein Vater war Inhaber eines Baugeschäftes. Demnach war klar, dass der Sohnemann eine gute Universität zu besuchen hatte. Vorerst begann der junge Dyllick in Freiburg Mathematik zu studieren. Doch die Materie war ihm aufgrund der Abstraktheit schliesslich zu langweilig, sodass in der Folge die Wahl auf «eine gute Wirtschaftsuniversität» fiel. So stieg Dyllick im zarten Alter von 21 Jahren an der HSG im dritten Semester ein. Als Student respektive Doktorand konnte er sich nicht vorstellen, im provinziellen und langweiligen St. Gallen zu bleiben. So verzog er sich in der Folge immer wieder ins Ausland; war beispielsweise

während zweier Jahre an der Harvard Business School. Doch er kam stets wieder zurück – die HSG und insbesondere ihre familiäre Kultur liess ihn nicht mehr los.

Auf seine Studienzeit blickt Thomas Dyllick sehr gerne zurück: «Ich führte ein lustiges Leben, wollte aber gleichzeitig etwas verändern und war bereit, Verantwortung zu übernehmen.» Da sich das Büffeln für die sehr guten Noten in engen Grenzen hielt, blieb viel Zeit für extracurriculares Engagement. So schlüpfte Dyllick etwa fürs Studententheater in die Rolle des priesterlichen Unternehmers und war auch sonst sehr stark in der Vereinslandschaft engagiert.

Dyllick studierte BWL, doch seine Vertiefungsrichtung Finanz- und Rechnungswesen fand er gegen Ende des Studiums furchtbar langweilig. Die eigentliche Erleuchtung erlebte er dann während einer Konferenz des

SCO, heute Oikos, an welcher die Themen Umweltschutz und Umweltmanagement diskutiert wurden. «Die lieben Kommilitonen waren damals meines Erachtens zu unkritisch und vor allem zu unterwürfig gegenüber den Wirtschaftsvertretern», blickt Dyllick zurück. So sah er sich gezwungen, seiner Unzufriedenheit im Rahmen eines prisma-Artikels unter dem Titel «SCO: Quo vadis?» freien Lauf zu lassen (siehe «Aus dem Archiv» auf Seite 53). Daraufhin sprach er sich mit dem damaligen Präsidenten des SCO aus und kurze Zeit später war Dyllick seinerseits SCO-Präsident. Im Folgejahr organisierte er, der Verantwortung wahrhaftig nie scheute, das Symposium zur Thematik erneuerbarer Energien. Thomas Dyllick war auf bestem Wege, seine Berufung zu finden.

### Vom SGMM-Vater geprägt

Daraufhin schrieb Dyllick seine Dissertation und dann auch Habilitation bei Hans Ulrich, dem Vater des von Assesies heiss geliebten SGMM. Bis heute ist Ulrich jener Mensch, der Thomas Dyllick am meisten geprägt hat – obwohl sein Doktorvater ein miserabler Redner gewesen sei. In der Folge hatte Dyllick, der generell mit begrenztem Selbstbewusstsein zu kämpfen hatte, eine schwere Zeit durchzustehen. Während seiner Tätigkeit als vollamtlicher Dozent war lange unklar, ob er den Schritt zum Professor tatsächlich schaffen würde. Schliesslich wurde das Institut für Wirtschaft und Ökologie gegründet und er zum ausserordentlichen Professor auserkoren. «Ab diesem Zeitpunkt war alles wunderbar», gibt der 64-Jährige zu Protokoll.

Zwischen 2001 und 2003 war er Dekan der heutigen School of Management und verantwortete die Bologna-Reform für die BWL. «Das war eine riesige Herausforderung, da sich niemand über grosse Veränderungen freut.» In der Folge holte ihn der damalige Rektor Peter Gomez als Prorektor für Lehre und Qualitätsentwicklung ins Rektorat. Während seiner acht Jahre als Prorektor baute Dyllick das gesamte Qualitätsmanagement auf – insbesondere flächendeckende Studierendenbefragungen. Auch hier machte er sich mit seinem Pioniergeist kaum Freunde: «Niemand lässt sich gerne bewerten, vor allem nicht Professoren.»

Während seines Schaffens legte Dyllick stets Wert darauf, sowohl die Schiene Wissenschaft als auch dieje-

nige der Praxis zu fahren. So wurde beispielsweise die ÖBU – die Schweizerische Vereinigung für ökologisch bewusste Unternehmensführung – ausgehend von Oikos und mit aktiver Hilfe von Thomas Dyllick 1989 gegründet. Darüber hinaus stand und steht er Vereinen wie Oikos oder Student Impact stets aufopfernd mit Rat und Tat zur Seite – bei Oikos amtiert er beispielsweise seit 1990 ununterbrochen als Beirat.

### Burnout ausgeschlossen

Bei dieser unfassbar breit gefächerten Engagement-Palette schweifen die Gedanken rasch in Richtung eines potenziellen Burnouts. Umso mehr erstaunt Dyllicks Antwort: «Ich hatte nie ein Burnout und werde auch nie eines haben – das Leben ist viel zu schön.» Ausgleich zur grossen Arbeitsbelastung findet er bei seiner Familie und früher auch im professionellen Tischtennis. Zudem kocht er wahnsinnig gerne: «Ich liebe es, auf den Markt zu gehen und anschliessend mit frischen Lebensmitteln zu kochen – und zwar am liebsten für viele Leute.» Selbstverständlich geht er auch an Essen und Trinken mit einer Nachhaltigkeitsperspektive heran.

Aus erster Ehe hat Thomas Dyllick vier adoptierte, haitianische Töchter, zu denen er ein sehr herzliches und enges Verhältnis pflegt. Gleich zwei Töchter trugen am Abend der Abschiedsvorlesung von tiefstem Herzen kommende Beiträge bei.

Seit drei Jahren ist Dyllick neu verheiratet und wohnt in einer kleinen Wohnung in der St. Galler Altstadt – «wieder fast studententypisch». Seine jetzige Frau lebt in Lausanne, weshalb er oft quer durch die Schweiz reist. «Ich lebe seit 44 Jahren in der Schweiz und fühle mich hier mehr zu Hause als in Deutschland», stellt Dyllick klar. So bezeichnet er, der gerne jasst und seit

Erhalt des roten Büchleins keine Abstimmung verpasst hat, sich heute stolz und gleichzeitig schmunzelnd als «richtigen» Schweizer.

### Opfer des eigenen Erfolgs

Das Grössenwachstum der HSG betrachtet Thomas Dyllick als grosses Problem, da die HSG vor einer tiefen Kulturveränderung steht – weg von der überschaubaren, geradezu familiären Kultur. Hinzu kommt der Medical Master, welcher der HSG von der Politik aufs Auge gedrückt wurde. «Das führt zu einer Zersplitterung, die ganz schwierig wird», warnt der HSGler in persona. Auch den sechs neuen Professuren im Bereich der Digitalisierung steht er kritisch gegenüber. Aufgrund all der aufkommenden Probleme ist Dyllick dann doch nicht unglücklich, dass er nun in den Hintergrund treten kann.

Doch auf einen entspannten Lebensabend hat er vorerst keine Lust: Dyllick wird thematisch genauso weiterforschen wie bisher und weiterhin mit Doktoranden zusammenarbeiten. Auch den Weiterbildungslehrgang zu «Diploma in Advanced Sustainability» wird er gemeinsam mit seiner Frau weiterführen, um möglichst viele «change agents» auszubilden. Darüber hinaus arbeitet das Ehepaar an einem innovativen Business-School-Ratingsystem. Dieses soll Aufschluss darüber geben, inwiefern Business Schools zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragen und ihre Absolventen für die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung ausgebildet werden. Getreu dem Motto: «Business Schools haben zu lange versucht, die besten in der Welt zu sein, statt die besten für die Welt.»



Text  
Fabian Kleeb



Bilder  
Timmy Gerlach

Der 64-Jährige sagt: «Ich habe noch viel Energie.»



# Stiftung prisma

**H**SG und Dekadenz, ein nicht ganz einfaches Verhältnis. Fast jeder Studierende an unserer Uni würde die Schubladisierung wohl empört von sich weisen: das ausschweifende Leben des stereotypisierten Maximilians mit pinkem Polohemd und übermässigem Kokainkonsum. Bedienen Boulevardmedien wieder einmal das Bild des dekadenten HSGlers, schütteln alle nur entnervt den Kopf. Und trotzdem, irgendwie mögen es die Studierenden, diesem Ruf anzugehören. Vergisst jemand wieder mal seinen Siegelring auf der Toilette, lächelt man altvertraut – typisch HSG eben. Es gefällt, Teil eines Phänomens zu sein, von dem die restliche Welt nicht so recht zu verstehen scheint, was da vor sich geht. Man ist zwiespalten zwischen Klischeebedienung und Zerrüttung. Das prisma leistet seinen Beitrag zur Problematik und hat getestet: Kaviar.

## N°103 – traditionnel

Das Prozedere ist bekannt und die zweite Dose wird deutlich schneller zu öffnen versucht. Versucht, da erst nach langem Hantieren bemerkt wird, dass es sich nicht um einen Schraubverschluss handelt. Ungeduldig halten alle ihren Löffel hin und langen zu. Die Portionen auf den Löffeln sind schon deutlich grösser geworden. Wir beginnen den Kaviar zu kombinieren, mit Crackern und Sauerrahm. Die Unterschiede zwischen den beiden Sorten werden diskutiert; die zweite ist salziger. Es wird die nächste Dose verlangt.

### Lieblingskaviar von Aaron und Daniel:

«Die Konsistenz von N°103 war ausserordentlich. Dies macht zu einem grossen Teil den überragenden Probiergenuss aus und in Kombination mit dem intensiven Abgang kommt es zu einem Geschmackserlebnis, das seinesgleichen sucht.»

## Millésime

Mit grossen Augen sitzen wir um das erste Döschen Kaviar herum und staunen. Sind wir doch drauf und dran, in eine völlig neue Welt einzutauchen, eine Welt des höheren Geschmacks und Elitarismus' 130 Franken kosten 50g dieses Typs. Wir berechnen, wie viele Döner davon gekauft werden könnten und staunen noch mehr. Es getraut sich einer, die Dose zu öffnen. Nacheinander wird der Löffel in die labbrige Masse getunkt, nur ganz wenig. Man fühlt sich fast, als wäre man dieser Anhäufung von Fischeiern nicht würdig. Dann beginnt man sich über den Geschmack auszutauschen. Ein bisschen wie Sushi, finden alle.

### Lieblingskaviar von Jan:

«Der Kaviar des Typs Millésime hat mich insbesondere aufgrund seiner Milde überzeugt. Dadurch konnte beim Verzehr besonders auf den Facettenreichtum der Geschmäcker geachtet werden, ohne dass eine Ausprägung eine andere dominiert hätte.»



# hat getestet



Text/Bilder

Jan Isler, Daniel Schlatter, Aaron Chatrath &amp; Nadine Keller



## Osietra Carat

Nun sind wir richtig in Fahrt und haben die anfängliche Schüchternheit vollends abgelegt. Es wird geschertzt, dass solche Verköstigungen doch jede Woche gemacht werden sollten. Die dritte Dose ist bis zum Rand gefüllt, wodurch ein Teil des Kaviars auf den Tisch überläuft. Es breitet sich allgemeine Empörung aus. Wie kann es sein, dass solch kostbares Gut, was man nun absolut wertzuschätzen meint, so dürftig verpackt ist? Nach dem Probieren beginnt jeder, für seine Liebessorte zu argumentieren, mit sehr spezifischen Begriffen, da man die geschmacklichen Feinheiten inzwischen zu unterscheiden weiss. Nachdem das geklärt ist, sind wir ein wenig ratlos. Ob das Probieren nun zu Ende ist, wird gefragt, oder ob bei Kaviarkonsum dazu nicht noch ein spezielles Ritual notwendig sei. Es wird schliesslich verneint und jeder geht seines Weges. Ich laufe schnurstracks zum nächsten Dönerladen. Denn gesättigt, das hat der Kaviar nicht.

### Lieblingskaviar von Niemandem:

Woran lag es bloss?

### Dekadenz aus dem Berner Oberland

Die Herkunft der Degustationsobjekte ist mindestens so exotisch, wie Kaviar exklusiv. Als erste Produktionsstätte für Kaviar in der Schweiz, verkauft das Tropenhaus Frutigen den Statussnack unter dem Namen «Oona», keltisch für «das Aussergewöhnliche».

Die alpine Störzucht ist seit November 2009 in Betrieb und umfasst eine Zuchtanlage mit 60 000 Süsswasserfischen. Höchste Priorität hat bei den Berner Oberländern die Haltung nach biologischen Grundsätzen. Das 19 Grad Celsius warme natürliche Quellwasser schafft für die sibirischen Störe ein ideales tropisches Klima. Das Produkt wird ausschliesslich von Hand verarbeitet, um einen anschliessenden Vertrieb von höchster Qualität an Gäste, Gastronomie – und für das prisma an die Ostschweizer Elite – zu gewährleisten. Zur würdigen Degustation von Kaviar sei allerdings nichts minder als ein Löffel aus Perlmutter oder Gold angemessen. Womit wohl endlich das Ausbleiben der Delikatesse in der Universitätsmensa ergründet ist.



## JETZT PROFITIEREN!



SPEZIALANGEBOT 15% AUF  
OONA CAVIAR N°103 – TRADITIONNEL

PROMOCODE: SPEZIAL18

Bestellungen nehmen wir gerne telefonisch unter 033 672 11 47 oder per E-Mail an [sales@oona-caviar.ch](mailto:sales@oona-caviar.ch) entgegen. Promocode einfach angeben und wir senden Ihnen den Kaviar auf Ihren Wunschtermin zu. Versand nur in der Schweiz möglich. Gültig auf den 50g (CHF 125.-) und 125g (CHF 300.-) Dosen bis 31.12.2018. Keine Barauszahlung.

Tropenhaus Frutigen, CH-3714 Frutigen  
Tel: +41 33 672 11 47, [sales@oona-caviar.ch](mailto:sales@oona-caviar.ch), [www.oona-caviar.ch](http://www.oona-caviar.ch)

OONA  
CAVIAR



Orientierungslosigkeit – unser ständiger Begleiter?

# Innerer Kompass ohne Norden

*Woher komme ich? Wer bin ich? Wohin gehe ich? Die alten Fragen der Philosophie sind in der schnelllebigen Welt von heute aktueller denn je. Über Sinn, Sinnsuche und Methoden der Sinnkonstruktion.*

**S**pätestens wenn sich das Studium zu Ende neigt und es gilt, den «richtigen» Weg einzuschlagen, setzt bei manch einem Studenten die Frage nach dem ‘Wieso’ ein. Selbstreflexion und teilweise Orientierungslosigkeit sind heutzutage ein ständiger Begleiter, in der Karriere, wie auch im gesamten Leben. Das war aber nicht immer so und ist auch heute nicht überall der Fall. Dr. Patrizia Hoyer, Postdoc-Forscherin am Lehrstuhl für Organisationspsychologie (OPSY-HSG), erinnert uns daran, dass die Frage nach dem Sinn erstens eine Luxusfrage sei, die sich nur stellen kann, für wen Arbeit nicht nur die Existenzsicherung der Familie darstellt. Und zweitens sei es hauptsächlich der Westen, der sich grundsätzlich über die Arbeit definiert.

## **Wandel innerhalb der Arbeitswelt**

In den letzten Jahren hat sich im Westen ein bedeutsamer Wandel ereignet. So zeichnet sich innerhalb der heutigen Generation von Studierenden eine graduelle Transition ab weg vom Wunsch der schnellen und steilen Karriere hin zum Ziel, Boss seines eigenen KMUs zu sein und damit eine höhere Wirkung zu erzielen.

Dem verstärkten Bedürfnis nach Impact sowie dem neuen Stellenwert von Unternehmertum versucht der Lehrstuhl für Organisationspsychologie mithilfe eines zeitgemässen Kursangebotes nachzukommen. So unterrichtet Hoyer seit ein paar Semestern auf Assessmentstufe den Kurs «Careers and Identities», der sich unter anderem mit dem gesellschaftlichen Kontext beschäftigt, in welchen das Konzept Arbeit eingebettet ist: «Was wir für eine sinnstiftende, gute

Karriere halten, ist stark gesellschaftlich geprägt. So haben auch eine Universität wie die HSG oder die vertretenen Unternehmen an Career Fairs grossen Einfluss darauf, welchen Karriereweg die Absolventen einschlagen.» Auch Dr. Florian Schulz, Leiter der psychologischen Beratungsstelle und ebenfalls beim OPSY-HSG tätig, unterrichtet auf Masterstufe den Kurs «Selbstführung»: «Selbstführung beschäftigt sich mit der Frage, wie ich mich selbst nachhaltig durch Karriere und Leben führe. Diesen Ansatz finde ich aufgrund dieses dualen Fokus’ umfassender als blosser Karriereplanung.»

## **Seines Glückes eigener Schmied**

Durch die angesprochenen Veränderungen ist ein höheres Mass an Selbstverantwortung gefragt. Konnte man vor einigen Jahrzehnten noch auf die

Loyalität zwischen Firma und Mitarbeitenden setzen, muss man im heutigen Kontext der Globalisierung und der «Hire and Fire»-Mentalität flexibel bleiben und sich selbst um eine genügende Qualifikation oder einen Jobwechsel kümmern. Dadurch ist aber auch mehr Freiheit im Kopf entstanden, die man so früher nicht kannte. Diese Freiheit ist gleichzeitig ein Zwang: Man muss sich nicht nur für etwas, sondern vor allem gegen viele andere Optionen entscheiden.

Orientierungshilfe bietet dabei oftmals das eigene Umfeld, mit welchem man sich demnach ständig vergleicht. Allerdings ist es wichtig, den Unterschied zwischen dem positiven Austausch mit anderen und dem exzessiven Messen des eigenen Wertes an der Umgebung zu (er)kennen. Letzteres kann einen nämlich unzufrieden zurücklassen.

**Genügsamkeit statt Perfektion**

Hinter dem ständigen Gefühl, sich vergleichen und immer besser werden zu müssen, steckt unter anderem die Angst vor der eigenen Mittelmässigkeit: «Die Idee, mittelmässig zu sein, ist für viele Menschen nur noch schwer auszuhalten. Sie neigen dazu, sich stets mit jenen zehn Prozent zu vergleichen, die noch besser sind oder mehr haben. In der Werbung und in den sozialen Medien werden uns dann ständig Superlative gezeigt und uns suggeriert, dass wir selber in allem super, mindestens aber überdurchschnittlich sein sollen», erklärt Dr. Schulz. Wir leben in einer Gesellschaft, in der es nicht genug Fortschritt geben kann. «In einem solchen System wird der Mensch immer als Mängelwesen betrachtet», ergänzt Hoyer und plädiert dafür, den Wert des Menschen wieder stärker von seiner vergangenen und zukünftigen Leistung zu entkoppeln. Gleichzeitig liegt es auch an jedem selbst, sich von diesem Optimierungszwang zu lösen. Stattdessen sollte man sich die Tugend der Genügsamkeit zu Herzen nehmen und wertschätzen, was man schon ist und hat und auch Dankbarkeit dafür empfinden, in eine privilegierte Welt hineingeboren worden zu sein.

**Sinnsuche in der Praxis**

Genügsamkeit ist jedoch einfacher gepredigt als gelebt. Fernab dieser Philosophie der Stoa gibt es alternative Methoden für die Konstruktion eines sinnstiftenden Lebens.

An der psychologischen Beratungsstelle wird unter anderem die Sinnkonstruktion durch Erzählung angewendet. Diese Methode hilft, die eigene Lebensgeschichte kohärenter zu beleuchten. Eine Variante davon stellt die Übung des Psychologen Dan McAdams dar: sein eigenes Leben in Kapiteln mit passenden Überschriften und einem Buchtitel erzählen. Dadurch sollte optimalerweise ein roter Faden ersichtlich werden, der jemandes Leben durchzieht. Auch mit einem Brief an sein Zukünftiges Ich kann man der Zukunft eine gewisse Sinnhaftigkeit zuweisen und sich über die gegenwärtigen Gefühle und Geschehnisse klar werden.

Schlussendlich läuft alles auf die Selbstreflexion innerhalb eines Rahmens hinaus. So empfiehlt Dr. Schulz, wichtige Facetten des Lebens, von den grossen Fragen bis zu den Routinen des Alltags, regelmässig in einem bestimmten Rahmen zu reflektieren. Gespräche mit guten Freunden, aber auch das Schreiben eines Tagebuches oder ein Spaziergang alleine an der frischen Luft können helfen, einen Raum für Reflexion zu schaffen.

**Mehr als Trommeln im Wald**

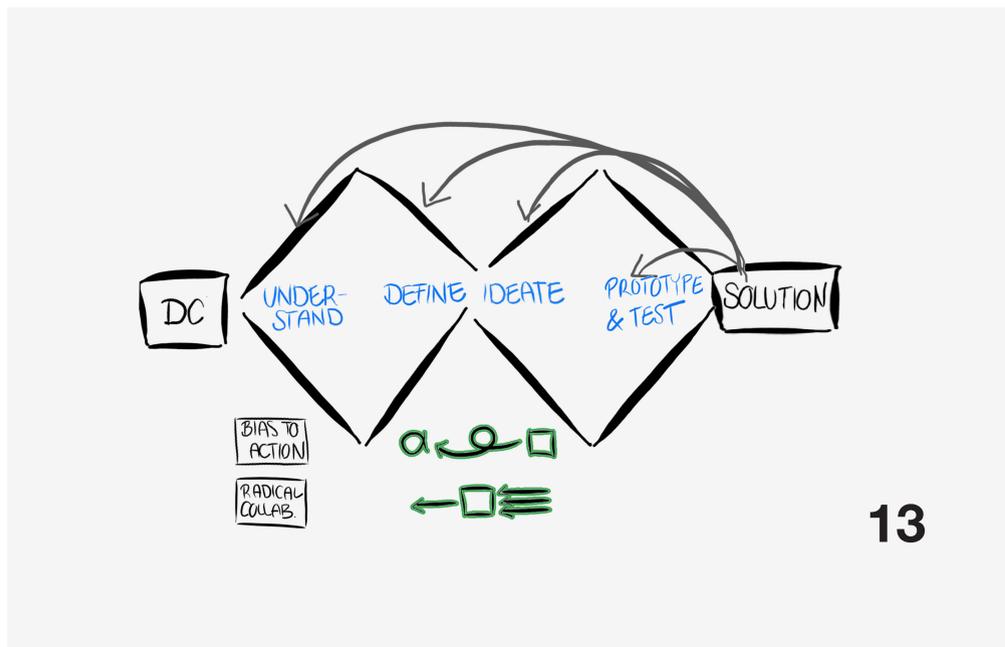
Eine weitere Methode, die über die Selbstreflexion hinausgeht, findet sich im sogenannten «Life Design». Dieses basiert auf der Notion, dass sich Menschen durchschnittlich 4.5 Leben wünschen, wie eine Umfrage unter Studierenden der Stanford Universität gezeigt hat.

Vielleicht möchte man verschiedene Karrierewege ausprobieren, als Neurochirurg Menschen von ihren Leiden befreien, als Jurist Gerechtig-

keit üben. Vielleicht möchte man aber auch einfach die ganze Welt bereisen oder seiner Leidenschaft für die Violine nachgeben. Vielfach lassen sich solche Lebenswege nicht vereinen – weshalb wir uns im Schnitt 4.5 Leben wünschen. Doch wir sind keine Katzen, nicht mal halbe, und sind gezwungen sämtliche Wünsche, Ziele und Träume in einem Leben zu vereinen. Es gilt deshalb, Teile oder zumindest Bruchstücke all unserer Gelüste in dieses eine Leben zu integrieren.

Diesem Unterfangen widmet sich «Life Design». Was oberflächlich nach esoterischem Getrommel im Wald klingt und im Netz auch oftmals als solches verkauft wird, ist im vorliegenden Falle die systematische Anwendung von Design Thinking auf Lebens- und Karriereentscheide. «Life Design ist ein iterativer Prozess gespickt mit Methoden, die neue Gedanken, Emotionen und Erlebnisse kreieren», so Sebastian Kernbach, Dozent des Masterkurses «Designing Your Life». Er beschreibt die Disziplin weiter als eine gesunde Art, sich mit seinem Leben zu beschäftigen, die auch mit dysfunktionalem Denken in der Gesellschaft aufräumt, wie der Vorstellung, dass man im Leben nur einmal herausfinden müsse, was man will und den weiteren Verlauf des Lebens dann danach ausrichtet. «Im Life Design sagen wir, dass das Leben eigentlich immer ein fortwährendes Projekt ist. Man kommt nie an und auch der Sinn des Ankommens ist an sich schon ein dysfunktionaler Glaube: man muss gar nicht ankommen. Anstelle eines linearen Prozesses handelt es sich also vielmehr um einen iterativen», erklärt Kernbach.

Der Life Design Prozess: ein 4-phasiger, iterativer Prozess.



### Life Design als Prozess

Basierend auf dem Buch «Designing Your Life» von Burnett & Evans gliedert sich dieser iterative Prozess in vier Phasen mit unterschiedlichen Methoden. Die sogenannte ‘Design Challenge’ stellt den Prozessrahmen dar, der sowohl auf Mikro- als auch auf Makroebene angewandt werden kann. Eine Makro-Design-Challenge wäre beispielsweise die Frage «wie erreiche ich ein sinnstiftendes Leben?», während die Mikro-Perspektive sich mit der Optimierung der Morgenroutine beschäftigen könnte. Im Life Design versucht man dabei stets beide Aspekte zu berücksichtigen.

#### 1. Understand

In einem ersten Schritt versucht man zu erörtern, was einen eigentlich im Leben antreibt. Im Zuge der Methode ‘me at my best’ sucht man sich dabei 2-3 Situationen aus seinem Leben aus, in denen man sich so richtig authentisch und «einfach wow» gefühlt hat. Diese werden im Anschluss dem Life Design Team, bestehend aus 3-5 Personen, erzählt. Dieses hat dann die Aufgabe rauszufinden, welche Fähigkeiten in den Geschichten versteckt sind. Eine alternative (Mikro-)Methode ist das ‘Customer Journey Mapping’ womit pain points innerhalb eines Ablaufs (z.B. Morgenroutine) identifiziert werden können.

#### 2. Define

Im zweiten Schritt geht es darum zu definieren, was man ändern will, respektive auf welchen Punkt man sich im weiteren Verlauf fokussieren wird (z.B. ein gesünderes Frühstück innerhalb der Morgenroutine).

#### 3. Ideate

Ausgehend vom zuvor identifizierten pain point werden Ideen generiert. Eine Möglichkeit hierfür ist Job-Bingo: Eine Tabelle mit den Reitern Skills, Interests, Values, Who, When, Where wird entsprechend ausgefüllt und dann dem Team zur wahllosen Gruppierung vorgelegt. Darauf basierend werden im Anschluss Job-Ideen gesammelt. In einem letzten Schritt teilt man die Fülle an Ideen in drei Kategorien ein (1=toll, 2=interessant aber ein wenig komisch, 3=eher weniger). Dieses Vorgehen ist typisch für den Life Design Prozess: «Man muss unter-

scheiden zwischen divergentem und konvergentem Denken: im divergenten Denken generieren ich und/oder mein Team Optionen. Dann muss ich aber konvergent entscheiden, was ich verfolgen will und das ergibt dann diese drei Kategorien», erklärt Kernbach. Während Job-Bingo eine sehr explizite Ausprägung hat, ist der dreiteilige «Odyssee-Plan» von impliziterem Charakter. In einem ersten Fünfjahresplan werden die persönlichen Annahmen bzgl. dem erwarteten Verlauf des eigenen Lebens während dieses Zeithorizonts skizziert resp. visualisiert. Unter der Annahme, dass dein Leben sozusagen zurückgespult wurde und nichts mehr vom Status Quo existiert, wird der zweite Plan skizziert. Der dritte Plan steht unter dem Motto: «Status and money don’t matter at all. What do you do?» Auch diese Methode ist von einer Besprechung mit dem Team und einer Selektion von 2-3 Aspekten gefolgt.

#### 4. Prototype & Testing

Dieser Phase vorgelagert ist die Methode «Stairway to Heaven»: in individuellen Zeithorizonten werden die ausserkoren Job-Ideen als «Endziele» eingetragen. Dann wird überlegt: «Wie bringe ich diese weit entfernten Dinge schrittweise an mein Heute?» Schrittweise ist hierbei das entscheidende Schlüsselwort: «Jemand der kein Life Designer ist, denkt dichotomisch, also immer im Entweder-Oder. Wenn man z.B. im Management Consulting nicht glücklich ist, ist die Schlussfolgerung, dass man einen neuen Job braucht. Ein Life Designer hingegen denkt differenziert: was genau gefällt mir an meinem Job nicht? Was reizt mich am potenziellen, anderen Job?», so Kernbach. «Im

Life Design geht es darum, Erfahrungen zu sammeln und Entscheidungen nicht auf Basis von Annahmen, sondern basierend auf Erlebnissen zu treffen. Mini-Erlebnisse sind immer bessere Entscheidungsstützen als Annahmen.» Solche Mini-Erlebnisse können in der Prototyping-Phase zum Beispiel durch Internetsuche, Interviews, Schnuppern und Praktikas gewonnen werden. Aufgrund des dadurch resultierenden Erkenntnisgewinns verändert sich Phase 1 automatisch, das heisst man geht zurück, adaptiert das Wissen über sich selbst und durchläuft den iterativen Prozess ein weiteres Mal. Irgendwann gelangt man damit dann hoffentlich zur Solution.

#### Übergreifende Prinzipien

Life Design kann grundsätzlich jeder betreiben. Dazu benötigt man allerdings das richtige Mindset sowie ein wertschätzendes, empathisches Team: Denn wie das Prinzip der «radikalen Kollaboration» proklamiert, ist Life Design nie ein Solo-Projekt, sondern bedarf einem «resonating board», das bei der Differenzierung hilft. «Dieser Team-approach ist sicher etwas, was Life Design von herkömmlicher Karriereberatung unterscheidet», kommentiert Kernbach. Das zweite Mindset ist «Bias to Action»: Probieren geht über studieren – jedenfalls solange man nicht gleich das ganze Leben Hals über Kopf vollständig umkremplelt. Dies stimmt auch mit Hoyers abschliessendem Rat an uns Studierende überein: «Don’t put all your eggs in one basket.»

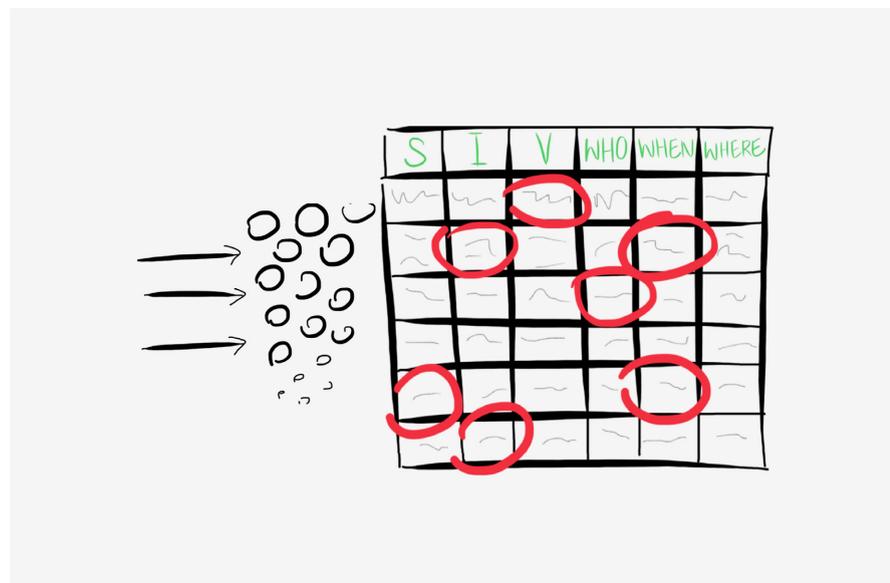


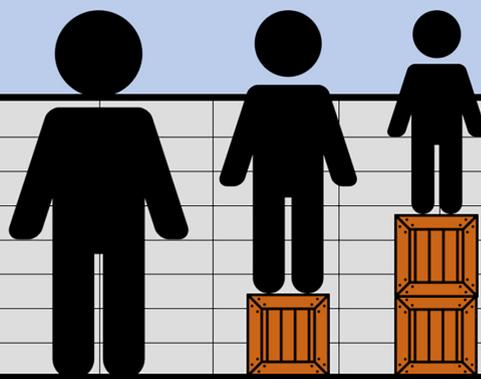
Text/Bilder  
Luana Rossi



Text  
Daria Kühne

Job-Bingo: Im Team werden Job-Ideen generiert und in Kategorien eingeteilt.





# Klare Prozesse beim Nachteilsausgleich

*Im Falle einer Behinderung oder chronischen Erkrankung soll den betroffenen Studierenden ein chancengleiches Studium ermöglicht werden. Dabei werden sie durch die Beratungsstelle «Special Needs» unterstützt. Doch wo hört der Nachteil auf und wo fängt der Vorteil an?*

*Regula Dietsche, Sie sind Leiterin «Diversity & Inclusion». Damit untersteht Ihnen die Beratungsstelle «Special Needs». Was genau ist die Aufgabe von «Special Needs»?*

Dahinter steht natürlich die Bundesverfassung und das Behindertengleichstellungsgesetz. Da geht es darum, dass insbesondere in der Bildung die Chancengleichheit sichergestellt ist. «Special Needs» ist somit nicht zuständig, wenn es um eine akute Grippe geht, sondern wenn es sich um eine Behinderung oder eine chronische Erkrankung handelt.

*Wie läuft der Prozess zur Genehmigung von nachteilsausgleichenden Massnahmen genau ab?*

Sollte ein Studierender oder eine Studierende von einer Behinderung oder einer chronischen Erkrankung betroffen sein, kommt diese Person zu «Special Needs». Ein Erstgespräch bei unserer Beratungsstelle ist obligatorisch, damit ein Nachteilsausgleich zugesprochen werden kann. Einerseits wird beim Gespräch überprüft, ob ein Arztzeugnis vorliegt. Andererseits wird angeschaut, welche Strategien die entsprechende Person bereits entwickelt hat, wo sie im Studium steht, ob es überhaupt Massnahmen braucht, ob es weitere mögliche Unterstützungsaspekte gibt, welche nicht auf einen Nachteilsausgleich hinauslaufen usw. Wir arbeiten bei Be-

darf eng mit einer Vertrauensärztin zusammen. «Special Needs» geht mit einer Empfehlung und einer Überprüfung in die «Special Needs Task-Force». Dort findet erneut eine Überprüfung statt, ob der Antrag begründet ist, die Massnahmen verhältnismässig sind und sie auch wirklich einen Nachteilsausgleich schaffen, bevor er zum Studiensekretär geht, der die Massnahmen bewilligt und allenfalls ein Veto einlegen könnte. Bei einer Entscheidung wird eine schriftliche Verfügung durch das «Service Center Prozesse, Planung, Prüfungen» erstellt und die nachteilsausgleichenden Massnahmen werden erlassen und entsprechend umgesetzt. Diese können beispielsweise mehr Zeit, einen separaten Prüfungsraum, eine Änderung der Prüfungsform bis hin zu Pausen oder vergrösserte Kopien beinhalten und gelten für die Prüfungen im aktuellen Semester.

*prisma hat in einer vergangenen Ausgabe über einen konkreten Fall berichtet, wo einem Studierenden mit einem Tinnitus-Leiden mehr Zeit und ein separater Prüfungsraum gewährt wurden. Ausserdem mussten im Hintergrund Wal-Geräusche abgespielt werden. Da fragt man sich als Studierender schnell, ob das nicht irgendwann zu einem Vorteil wird.*

Zu dem spezifischen Fall kann ich mich nicht äussern. Ich verstehe, dass bei den

anderen Studierenden, v.a. wenn man solche Geschichten hört, das Gefühl aufkommt, hier finde eine Ungleichbehandlung statt. Hier sind zwei Punkte jedoch wichtig: Man weiss nichts über die Krankheitsgeschichte und man weiss nichts über die Qualitätssicherung, welche im Hintergrund abgelaufen ist. Wir haben auch nicht die Erwartung, dass die Studierenden das alles wissen. Die Sensibilisierung und das Appellieren ans Verständnis der Studierenden sind deshalb sehr wichtig.

*Was ist Ihnen von Seiten «Special Needs» wichtig?*

Uns ist es sehr wichtig, dass wenn Studierende grössere gesundheitliche Probleme haben, lieber einmal zu früh zu uns kommen als zu spät. Es gibt immer noch Studierende, die leider erst kommen, wenn sie die Prüfungen nicht bestanden haben.

Wir haben bisher viel über Personen geredet. Ein anderer wichtiger Aspekt ist jedoch auch, was die Universität, das Umfeld und die Gesellschaft hinsichtlich inklusiver Bildung beiträgt. Das darf nicht vergessen werden. Besonders wichtig ist auch die bauliche sowie digitale Barrierefreiheit.



Text  
Alessandro Massaro



Illustration  
Luana Rossi

# Akademischer Machiavellismus: Rankings, Strategien und Moral

*Angehende Studierende stehen neben einer Fülle von Studiengängen auch vor der Wahl einer akademischen Institution und entscheiden damit über Lebensmittelpunkt, Berufsperspektiven und intellektuelle Befriedigung.*

**B**ei der Wahl der richtigen Universität wird oft auf die Aussagekraft von Rankings gesetzt. Mittlerweile gibt es eine Vielzahl von (minder-)seriösen Ranking-Anbietern mit unterschiedlichen Methodiken. Vor den drei Namen QS (Quacquarelli Symonds), ARWU (Academic Ranking of World Universities) und THE (Times Higher Education) gibt es jedoch kein Entkommen: Die «Big 3» bewerten Universitäten einmal ganzheitlich und dann gemäss Disziplin. Während sich die anderen Kriterien und deren Gewichtung unterscheiden, setzen alle drei viel Wert auf Forschung. Deren Qualität wird dabei quantitativ erhoben – mittels Metriken wie z.B. Zitationen pro Publikation eines Instituts. Einige Informationen werden zudem qualitativ mittels Umfragen ermittelt: So basiert beispielsweise das Kriterium «Employer Reputation» des QS Rankings auf Umfragen in denen Arbeitgeber ihre bevorzugten Universitäten bei Rekrutierungen nennen.

## Und auf dem Rosenberg?

Die Universität St.Gallen verfolgt eine öffentlich einsehbare Ranking-Strategie: Im Fokus ihrer Ambitionen stehen die Rankings der Financial Times (FT), des Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) und des Handelsblatts. Mit zwei deutschsprachigen Rankings überrascht diese Auswahl leicht. Wirft man einen Blick auf den Fächerkanon der HSG, scheint Internationalität doch eine Kernkompetenz der Studierenden zu sein. Die verfolgte Strategie erklärt teilweise, wieso die HSG beispielsweise im FT-Ranking oben mitspielt aber bei den «Big 3» auf keinem nennenswerten Platz landet. Ausserdem ist die HSG als fachlich spezialisierte Universität nur minder für diese Rankings geeignet.

## Vor- und Nachteile

Rankings liefern einen klaren Mehrwert – zum Beispiel Transparenz und Förderung der Konkurrenz im Bildungssektor – haben aber auch Schattenseiten: Denkbar ist, dass Universitä-

ten Studierende bevorzugen, die durch ihre Nationalität oder ihr Geschlecht die Diversität erhöhen, um damit das Ranking zu manipulieren. Florian Weigert, Rankingverantwortlicher des Masters in Banking & Finance (MBF), erklärt, dass es im Aufnahmeverfahren des MBF auch bei den «weichen» Kriterien sehr klare Regeln zur Bewertung der zukünftigen Studierenden gibt. So fliesst zum Beispiel Arbeitserfahrung als eine Kombination aus Dauer und Art der Beschäftigung in die Wertung ein. Durch diese äusserst klar definierten Regeln wird sichergestellt, dass nur leistungsbedingte Faktoren im Bewertungsprozess gewichtet werden und Attribute wie Geschlecht oder Nationalität das Ergebnis nicht verfälschen. Auch die Vorwürfe, dass Kurse mit Auslandsaufenthalt kostspieliges «Rankingtuning» seien, weist Prof. Dr. Weigert mit klaren Argumenten ab: «Dozierende im MBF haben weltweit wertvolle Kontakte in Forschung und Praxis und wir nutzen diese, um unseren Studierenden eine besondere internationale Erfahrung zu bieten.» Er fügt hinzu, dass die Studierenden nicht nur von gemeinsamer Auslandserfahrung als soziales Bindemittel profitieren, sondern auch die Möglichkeit erhalten, sich in einem förderlichen Umfeld intensiv mit einem gewissen Thema zu befassen.

Man kann von Rankings also halten was man will, doch eines sind sie bestimmt: Eine Orientierungshilfe im Meer an Universitäten, die um angehende Studierende buhlen.

Text

Aaron Chatrath



Illustration

Martin Kupsky

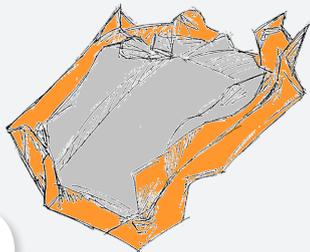


# My super weird flatmate...

*Everyone has heard of those infamous flatmates, watering their artificial plant («just in case») or holding a full Catholic funeral for their goldfish. But do they exist among HSG students in St.Gallen? We asked, you responded.*

...hat während ihrem Liebeskummer meine ganzen Schokoladenvorräte für die Lernphase gegessen. 1.5 kg innert einer Woche. Ich bin fast neidisch, dass man ihr die 1.5 kg nicht ansah. War wohl, weil es nur schwarze Schokolade war.

...hat ihr Salz, Zucker und Mehl mit ihrem Namen angeschrieben.



...ist Schweizer und kann Käse nicht richtig schneiden.



...votes in favor of SBI.

...walks around naked.

...sometimes takes the toilet paper roll off the hanger and puts it somewhere else in the bathroom. The next time I go to the toilet and want to take toilet paper I get a huge shock until I realize he just put it somewhere else.

...always seeks eye contact when he has to fart. Bloody weirdo.

...enjoys farting during dinner.

Es geschah zu Beginn des neuen Semesters an einem sonnigen und ruhigen Herbstabend. Um das Bestehen des Assessmentjahres auch noch in unserer WG gebührend zu zelebrieren, installierten wir seit langem wieder einmal unseren Lieblingsfilm. Aufgrund der Starbesetzung und den unvorhersehbaren Vorkommnissen (auch noch beim gefühlt achten Betrachten dieses Films!) ist es logischerweise unerlässlich, jede Sekunde mit voller Aufmerksamkeit zu geniessen, damit die Gefahr von auftretenden Verständnislücken minimiert werden kann. Somit muss wohl nicht erwähnt werden, dass jegliche elektronischen Geräte während «Sharknado: The 4th Awakens» strikte aus dem Wohnzimmer verbannt werden. Seit geraumer Zeit befindet sich unser Mitbewohner in intensivem Kontakt mit einer weiblichen Artgenossin (im Volksmund ist dieser Zustand auch als «Beziehung» bekannt). Die Gefühle wurden nach den Sommerferien schnell in der WG spürbar, sind doch seine stündlichen Telefongespräche mit seiner Herzensdame durch die dünnen Wände nicht zu überhören. Zum Schock und Unverständnis unser beider konnten nicht einmal die erstklassigen, hervorragenden, unübertrefflichen, exzeptionellen und realitätsnahen Szenen unserer Filmwahl die Stimme seiner Kopulationspartnerin substituieren. So verschwand er in sein Zimmer und verpasste einen nicht zu unterschätzenden Teil der komplexen Handlung. Schon beim Beschreiben dieses Vorfalls schaudert es mich wieder, ist sein Verhalten doch inakzeptabel und entwürdigend gegenüber einer der grossartigsten Verfilmungen seit «The Lord of the Rings: The Fellowship of the Ring». Da unser Mitbewohner ein aktiver prisma-Leser ist, hoffen wir, ihn mit dieser anonymen Berichterstattung zu erreichen, um ein Bewusstsein für sein Fehlverhalten zu generieren und zukünftigen Eskapaden vorbeugen zu können.\*

\*Anm. d. Red.: An den Verfasser: schöner Schreibstil! Mal an prisma gedacht?



...trinkt mind. jeden zweiten Abend einen Smoothie, bestehend aus einer Banane, Proteinpulver, Milch und drei Kugeln Glacé.

...wohnt zwar in einer WG, lässt jedoch immer sein Mami das Essen einkaufen.

Konzept/Illustrationen  
Luana Rossi





Anina Frigg gewährt prisma Einblicke in den Dienstleistungsanspruch der Bibliothek...

## Unser zweites Wohnzimmer

*Die meisten HSGler verbringen viel Zeit in der Bibliothek. Damit sie sich wie zuhause fühlen, sieht sich die Bib als Dienstleisterin für HSG-Angehörige und Externe und tut viel dafür, ein perfektes Angebot bereitzustellen.*

**E**ine Universität dient nicht dem Selbstzweck, sie dient neben der Forschung vor allem der wissenschaftlichen Ausbildung von Studierenden. Viele Services der Universität St.Gallen stehen also im Dienst ebendieser – ganz besonders zu Herzen nehmen sich das die Mitarbeitenden der Bibliothek.

### Kernkompetenz: Recherche

Über 83 000 Ausleihen werden jährlich von den rund 9 400 aktiven Benutzenden der Bib getätigt. Neben dem Bestand haben letztere Zugang zu über 100 Datenbanken, rund 45 000 E-Journals und mehr als 165 000 E-Books. Die Bibliothek steht zudem nicht nur Universitätsangehörigen offen, sondern ist für die Öffentlichkeit zugänglich und wird auch rege von Anwohnerinnen und Anwohnern aus Stadt und Quartier genutzt. Der Fokus liegt trotzdem vorwiegend auf der Unterstützung der Recherchearbeit der Studierenden, Lehrenden und Forschenden an der HSG. Neben speziellen Anlässen wie der Nacht der Schreibkompetenz und den Coffee Lectures – kurzen Einführungen in verschiedene bibliotheksbezogene

Themen – stehen für eine kompetente Rechercheberatung täglich Informationsspezialisten und -spezialistinnen bereit. Ein PC-Tutor und das Writing Lab bieten regelmässig Unterstützung im Informationsbereich der Bib. Zudem ist die Bibliothek natürlich auch ein wichtiger Lernort mit rund 550 Arbeitsplätzen für die Studierenden.

### Den Studierenden verpflichtet

Zusätzlich zu diesem beeindruckenden Grundangebot hat es sich das Bibliothekspersonal zum Ziel gesetzt, für ihre Benutzenden die «extra mile» zu gehen. Anina Frigg ist die Innovationsbeauftragte der HSG-Bibliothek. Vor ihrem Studium der Informationswissenschaften absolvierte sie eine Ausbildung zur Buchhändlerin. «Vielleicht ist mir daher ein unternehmerisches und kundenorientiertes Denken geblieben», lacht sie während unseres Gesprächs. Dass sich die Bibliothek nach den Bedürfnissen und Ansprüchen der Studierenden richten muss und möchte – und diesen im besten Fall sogar zuvorkommt – ist für sie und das gesamte Bibliothekspersonal selbstverständlich.

Die Veränderung der Medienlandschaft, der damit verbundene Wandel der Art der Nutzung der Bibliothek, die mit wachsender Studierendenzahl deutlicher werdenden baulichen Einschränkungen – all dies habe aufgezeigt, dass Massnahmen ergriffen werden müssen, um die Bibliothek als Lern- und Arbeitsort attraktiv zu halten, erklärt Anina Frigg. Dass sich viel verändert hat, ist nicht zu übersehen: Auf die Einrichtung der Ideenwand, die übrigens bis heute digital betrieben wird und auf welcher Studierende auf ihre Posts vom Bibliothekspersonal innerhalb weniger Stunden Antworten erhalten, folgte als weitreichendste Veränderung die Aufhebung des Taschenverbots und die Ausweitung der Services für die Studierenden.

### In der Bibliothek zuhause

Es sind diese «kleinen Dinge», aufgrund derer die Studierenden die Bibliothek gegenüber den Lernräumen im Hauptgebäude weit bevorzugen und die die Bibliothek zum zweiten Wohnzimmer machen: Ladekabel, Taschenrechner, Kopfhörer, sogar Decken gegen die Kälte und vieles mehr können



...und zeigt auch viele Aspekte, die den Studierenden sonst verborgen bleiben.

ausgeliehen werden. Neu stehen zum Beispiel auf Anregung der Ideenwand auch zwei digitale Pencils zur Verfügung. Zudem bietet die Bibliothek einen sicheren Ort zum Aufladen von Smartphones und Tablets. In einem weiteren Schritt der Serviceverpflichtung gegenüber ihren täglichen Besucherinnen und Besuchern bietet die Bibliothek seit diesem Semester auch den Kontakt per Whatsapp an. Während der Öffnungszeiten können Anregungen und Fragen nun bequem per Direktnachricht geschickt werden. «Obwohl wir bis jetzt noch nicht viel Werbung gemacht haben, wird das Angebot schon sehr gut genutzt», freut sich Anina Frigg. Die meisten Anfragen seien leicht zu beantwortende Fragen zu Themen wie den Öffnungszeiten oder der Aus- und Fernleihe, die von den Mitarbeitenden sehr gerne umgehend beantwortet werden. Grundsätzlich sei das Whatsapp-Angebot genau dafür gedacht: zur schnellen Beantwortung von brennenden Fragen. Darüber hinaus sei der direkte Kontakt aber einfacher,

macht sie deutlich: «Bei komplizierteren oder inhaltlichen Fragen schreiben wir dann, dass die Person doch bitte persönlich an der Ausleihe oder Rechercheberatung vorbeikommen soll – das ist einfacher.»

### **Nägel mit Köpfen, trotz Einschränkungen**

Jeder, der eine gewisse Zeit in der Bibliothek verbracht hat, weiss, dass es auch grössere Herausforderungen gibt. Den planerischen Einschränkungen der Steckdosen, zum Beispiel, wurde nun mit Anschlüssen auf vielen Tischen eine kleine Abhilfe geschaffen. Anderes, wie die grundsätzlichen Platz- und Raumklimaprobleme sind HSG-intern bekannt und werden mit Massnahmen wie dem Learning Center und der Sanierung des Bibliotheksgebäudes angegangen, liegen aber ausserhalb des direkten Einflusses des Bibliothekspersonals. Umso wichtiger sei es, laut Anina Frigg, da zu handeln, wo handeln rasch mög-

lich sei: Von der Ideenwand sind über die Jahre rund 90 Ideen direkt umgesetzt worden.

Wie viele Personen daran arbeiten, das von den Studierenden gewohnte Angebot zusammenzustellen, ist auf den ersten Blick nur schwer erkennbar. Ein Team von rund 40 Personen – knapp 30 FTEs (full time equivalent) – ist hinter den Kulissen beschäftigt. Auf die Frage, ob es etwas gibt, das sie den Studierenden auf diesem Wege gerne mitgeben möchte, hat Anina Frigg gleich eine Antwort: «Kommt! Wir freuen uns, wenn unsere Angebote genutzt werden, zum Beispiel die Recherchekurse, die wir anbieten!» Mit genau dieser Freude an der Unterstützung der Studierenden machen die Mitarbeitenden aus der Bibliothek eben ein bisschen mehr als nur einen Lernort.



Text/Bilder

Amelie Scholl

## **Die Services der HSG-Bibliothek im Überblick**

*Die Bib per WhatsApp – für Fragen jeder Art: Nachricht an +41 79 836 87 76*



Übersicht über die zur Ausleihe verfügbaren «Kleinmaterialien», also diverse Ladekabel, Adapter, Laptopkissen, USB-Sticks und Mehr.



Die Ideenwand für Wünsche und Anregungen



Übersicht über alle Services der Bibliothek, wie zum Beispiel die Recherche- und Schreibberatung, Einführungskurse in die Datenbanksuche, Seatfinder und Coffee Lectures

# «Klein anfangen und Feedback erhalten»

*Melanie Kovacs, Gründerin von Master 21, dem ersten Anbieter von Coding Bootcamps in der Schweiz, erzählt, weshalb sie sich mit Programmieren beschäftigt und teilt ihre Erfahrung als Jungunternehmerin.*

*Warum braucht es ein Coding Bootcamp in der Schweiz?*

Es macht Sinn, Programmieren zu lernen, unabhängig davon, ob dies jetzt in einem Coding Bootcamp ist oder nicht. Nicht damit alle Programmierer werden, sondern um das grundsätzliche Verständnis dafür zu haben. Es ist wichtig mitreden zu können. Je besser man programmieren kann, desto mehr kann man in unserer zunehmend digitalen Gesellschaft nicht nur konsumieren sondern mitgestalten.

*Wie weit ist die Schweiz im Bereich der Programmierausbildung?*

Das Informatik-Studium, so wie ich es erlebt habe, ist sehr theoretisch.

*Was müsste denn die Schweiz tun, um sich in diesem Bereich weiterzuentwickeln?*

Offener werden im Rekrutierungsprozess gegenüber Kandidaten, die keine Uni-Abschlüsse, sondern ein Portfolio haben und sich das Programmieren selbst beigebracht haben.

*Was ist aus deiner Sicht das Wichtigste, um Programmieren zu lernen?*

Geduld. Und Konzentration im Sinne von, dass man nicht die ganze Zeit unterbrochen wird. Es braucht viel Fokus, um sich in die Welt des Programmierens hineinzudenken.

*Was fasziniert dich persönlich am Programmieren?*

Zum einen, dass man etwas neu kreieren kann und damit Probleme lösen und Sachen automatisieren kann. Zum anderen, dass man mit einer logischen Denkweise an die Sachen herangeht. Man nimmt ein Problem an und erarbeitet step-by-step einer Lösung.

*Warum wolltest du dein eigenes Unternehmen gründen?*

Ich hatte damals das Gefühl, ich könnte so mehr bewirken als wenn ich eine Angestellte wäre. Da es bis jetzt nichts in diese Richtung gab, dachte ich mir dann, dass ich damit starte.

*Welche Ratschläge würdest du jemandem geben, der ein Unternehmen gründen will?*

Einfach anfangen. Es ist gut, klein anzufangen und dann zu versuchen, möglichst viel Erfahrung und Feedback zu erhalten. Mit Master 21 haben wir so angefangen, dass wir einmal zwei Kurse als Probelektionen auf der Webseite laufen ausgeschrieben haben und geschaut haben, ob überhaupt Nachfrage dafür da ist. Wir nehmen immer Feedback entgegen und verbessern uns so kontinuierlich. Es ist wichtig zu planen, aber auch zu wissen, dass es meistens anders kommt als als geplant.

*Was war dein grösster Erfolg?*

Jedes Mal, wenn wir einen Kurs abschliessen und sehen, was die Leute gelernt haben, wie dankbar sie sind und welche Freude sie haben, ist es für mich Erfolg. Erfolg ist für mich zu sehen, wie Leute lernen und wachsen. Das Strahlen, welches die Menschen haben, die etwas gelernt haben, finde ich schön.

*Und dein grösster Fehler?*

Fehler sehe ich immer als Möglichkeit, etwas zu lernen. Bis jetzt gab es nie so einen katastrophalen Fehler, wie dass uns beispielsweise das Geld ausging. Vielleicht haben wir etwas zu früh in einen neuen Markt gestartet, aber ich sehe dies eigentlich eher als eine Lektion, aus der wir gelernt haben.

*Was würdest du heute anders machen?*

Nichts, genau aus dem Grund, dass wir bei allem lernen und wachsen konnten.

Für Melanie Kovacs sind Geduld und Konzentration zentral, um Programmieren zu lernen.



dein HSG  
Produkt, zu  
finden auf :

[hsgshop.ch](https://hsgshop.ch)

UNIVERSITÄT  
ST.GALLEN  
EST. 1898

# Die Hoody-Saison ist eröffnet!

Hol dir deinen HSG-Hoody für die Lernphase & die kalten Wintertage!



Blick auf den Felsendom in der Altstadt von Jerusalem.

# Unterwegs in Krisengebieten – ein Reisebericht der anderen Art

*Alljährlich führt mich der Weg in Richtung Osten, das krisengeplagte Gebiet zwischen Israel und Palästina. Trotz der angespannten Lage ziehen mich enge Freundschaften und die schönen Landschaften immer wieder an.*

Nach einem vierstündigen Flug, einigen Security-Checks bei der Einreise am Flughafen in Tel Aviv und anschließender Autofahrt kann ich meine in Jerusalem lebenden Freunde endlich wieder in die Arme schließen. Die Freudentränen kullern auf beiden Seiten nur so herunter. Doch während dieses Aufenthaltes begleiten mich neben Freude auch immer wieder Ängste, Wut und Schreckmomente. Grund dafür ist der seit Jahrzehnten ungelöste israelisch-palästinensische Konflikt, welcher das alltägliche Leben weiterhin stark prägt.

## Reisen mit Hindernissen

Eine Fahrt von Jerusalem nach Ramallah, welche unter normalen Umständen eine halbe Stunde dauern würde, kann sich so beispielsweise über mehrere Stunden hinziehen. Denn das nahegelegene Ramallah liegt in der Westbank. Bei der Westbank handelt es sich um palästinensisches Territorium, um welches die Besatzungsmacht Israel eine 700 Ki-

lometer lange Mauer gebaut hat. Diese Mauer und somit auch der Weg nach Ramallah ist nur über Checkpoints zu erreichen, welche von israelischen Soldaten bewacht werden. Meist herrscht um diese Checkpoints ein Verkehrschaos und hin und wieder sind Schüsse zu hören. Wenn man den Übergang endlich erreicht hat, kann es vorkommen, dass dieser plötzlich geschlossen wird. Deshalb werden vor einer solchen Fahrt erst Bekannte angerufen, um die aktuelle Lage an den Checkpoints zu erfragen und herauszufinden, welches die optimalste Route ist.

Der Rückweg ist vergleichsweise noch mühsamer: Der Pass jedes einzelnen Fahrgastes wird geprüft und unter Umständen auch das Auto durchsucht. Dabei setzen die israelischen Soldaten nicht auf Schnelligkeit, sondern verlangsamen den Prozess, indem sie nur eine von drei möglichen Kontrollstellen öffnen und diese mit rund zehn Soldaten besetzen, wobei meist nur einer oder zwei die Kontrolle der Fahrgäste übernehmen. Zudem scheint es eine Gewohn-

heit der Soldaten zu sein, sich mehr Zeit für die Kontrollen zu nehmen, je ungeduldiger die wartenden Leute werden und je lauter das Hupen ertönt. Ist man endlich an der Reihe, ist kein «Guten Tag» oder «Ihre Pässe bitte» zu erwarten. Alles läuft nur über Zeichensprache ab, es sei denn, es kommt zu einer Befragung. Im Glücksfall wird man einfach durchgewunken. Über die Jahre hinweg haben sich die PalästinenserInnen dazu einige Strategien angeeignet. So nimmt beispielsweise eine meiner Freundinnen vor der Überquerung des Checkpoints jeweils das Kopftuch ab und bindet es sich so um, wie es eine Jüdin beziehungsweise Israelin trägt.

## Mit Schrecken davongekommen

Zurück in Jerusalem bleibt die Atmosphäre angespannt. Momentan ist die Situation zwar ruhig, aber es kommt immer wieder zu Anschlägen (meist von palästinensischer Seite aus) oder Gewalteskalationen zwischen Israeli und Palästinensern. Deshalb kommt es während meines Besuches immer wieder zu Planänderungen, da an ge-

wissen Tagen ein Besuch der Jerusalemer Altstadt oder die Fahrt in eine Stadt der besetzten Gebiete zu gefährlich wäre. Aufgrund dieser unsicheren Lage bin ich bis diesen Sommer nie alleine in Jerusalem unterwegs gewesen. Kein Tag verstrich, ohne dass mich jemand begleitete oder aus dem Fenster beobachtete, bis ich die nächste Haustür erreicht hatte. So hatte ich dieses Jahr ein mulmiges Gefühl bei meinen «ersten» Schritten alleine durch die Stadt. Dabei ertappte ich mich, wie ich jeden, der mir entgegenkam, kritisch musterte. Nervös machte mich besonders, wenn jemand in seiner Tasche herumkramte, da diejenige Person ein Messer zücken könnte, wie es dort öfters vorkommt. Diese Wachsamkeit kenne ich beim Gehen durch die Städte hier in der Schweiz nicht.

Trotz aller Aufmerksamkeit spielt auch Glück in den entscheidenden Momenten eine wichtige Rolle. So hatten meine Freunde und ich den Tempelberg, wo sich der Felsendom sowie die Al-Aqsa-Moschee befinden, nach dem Freitagsgebet eben verlassen, als es zu Zusammenstößen zwischen Palästinensern und israelischen Sicherheitskräften kam und kurz darauf die Aqsa-Moschee gestürmt wurde. Ein weiteres Schreckmoment ereignete sich am Tag meiner Abreise vor einem Jahr. Unmittelbar nachdem eine Freundin angekommen war, um sich von mir zu verabschieden, gingen Sirenen los und wir hörten, wie aus mehreren Maschinengewehren gefeuert wurde. Über Facebook und die Nachrichten im Fernsehen erfuhren wir, dass ein Palästinenser auf die örtliche Polizeistation geschossen hatte, in sei-

nem Auto geflüchtet war und keine 100 Meter von unserem Haus entfernt, inmitten von anderen fahrenden Autos, erschossen wurde. Der Täter ist dieselbe Strecke gefahren, wie die Freundin, die soeben gekommen war, um sich von mir zu verabschieden. Nachdem der erste Schock verdaut war, konnte ich mich im Taxi vom Hinterausgang des Hauses auf den Weg zum Flughafen machen, da die vom Attentat betroffenen Strassen abgeriegelt worden waren. Der zweite Ausgang wurde gebaut, da es auf den Strassen vor dem Haus immer wieder zu Demonstrationen kommt. Die Zufahrtsstrassen zu den Wohnquartieren werden in diesen Fällen abgeriegelt und von Soldaten bewacht. Passkontrollen vor der Haustür stehen an der Tagesordnung, aber durch diesen Zweitausgang kann dieser Krisenherd umfahren werden, so wie ich es an diesem Tag tat.

#### Die Abreise

Kurz vor dem Flughafen erwarteten mich die nächsten Strapazen. Da es sich bei meinem Taxifahrer um einen Palästinenser handelte, wurden wir am Checkpoint vor dem Flughafen gestoppt und einzeln befragt. Die Mobiltelefone wurden uns abgenommen, das Taxi durchsucht und ich von bewaffneten Soldaten zur Durchleuchtung meines Gepäcks eskortiert. Anschliessend wurde jedes einzelne meiner Gepäckstücke mitsamt meines Schweizer Passes mit einer Nummer versehen und wir durften weiterfahren. Vor dem Flughafeneingang versuchte ich möglichst locker und unauffällig am Sicherheitspersonal vorbeizugehen, um nicht gestoppt und weitere Male befragt zu werden.

Im Flughafengebäude angekommen, führt der Weg nicht wie in anderen Ländern zuerst zum Check-In, sondern zur Befragung. Die Fragen reichen vom Hotelnamen, in welchem ich in Dubai in den Ferien gewesen bin, über den Namen meines Grossvaters, bis hin zur Frage ob ich bewaffnet oder ob mein Henna-Tattoo echt sei. Zusätzlich wird in der Regel ein Vorgesetzter hinzugerufen, der nochmals dieselben Fragen stellt. Auch die Personenkontrolle verläuft ähnlich. Bei mir gehören immer ein Body-Scan, das Abtasten der Beine und Füsse und der Sprengstofftest an jedem einzelnen Gegenstand meiner Handtasche dazu. Dieses langwierige Prozedere führt schlussendlich dazu, dass beim Abschluss aller Sicherheitschecks meist schon das Boarding für den Flug begonnen hat. Der Grund für diesen Prozess, welchen ich jedes Mal über mich ergehen lassen muss, sind mein palästinensischer Taxifahrer und mein orientalisch klingender Name. Diese Ungleichbehandlung begrenzt sich leider nicht nur auf den Flughafen.

Die Reise nach Israel ist jedes Mal durchzogen von unschönen Erfahrungen. Mit der Zeit habe ich eine Art und Weise gefunden, wie ich mit dem Erlebten umgehen kann und lasse nicht die Schattenseiten die schöne Zeit mit Freunden überwiegen, weshalb der Weg für mich trotz allem immer wieder in diese Gebiete führen wird.



Text/Bilder

Aisha Thüring

Checkpoint am Grenzübergang zwischen der Westbank und Israel.





## Semesterferien mit Deadpool

*Immer häufiger zieht es die Produktion der neusten Hollywood-Blockbuster in Richtung Norden. Einen Einblick, wie es sich auf einem dieser Filmsets in Kanada lebt, bot ein Sommerjob der etwas anderen Art.*

**H**ollywood – der Ort wo Träume wahr werden. Dieser Stadtteil von Los Angeles wurde als Zentrum der Filmindustrie weltberühmt. Seit einigen Jahren wird für die Produktion der neuen Blockbuster der Traumfabrik jedoch zunehmend der Rücken zugewendet. Stattdessen erfolgt der Dreh im Nachbarland Kanada, das in der Filmwelt mittlerweile als «Hollywood North» bekannt ist. Das kanadische Vancouver gilt heute hinter Los Angeles und New York als drittgrösste Filmproduktionsstadt in ganz Nordamerika. Entstanden sind dort Filme von «Juno» bis «Fifty Shades of Grey» sowie auch etliche TV-Serien wie «Arrow» oder «Riverdale». Hat Hollywood ausgeträumt?

### **Vancouver ist hollywoodreif**

Dass die Filmindustrie in Vancouver heimisch geworden ist, liegt einerseits an der abwechslungsreichen

Landschaft, welche die kanadische Westküste zu bieten hat: Wildnis und Grossstadt liegen nur eine kurze Autofahrt voneinander entfernt – ein Jackpot für eine Branche, die nach dem Grundsatz «time is money» funktioniert. Dazu profitiert Vancouver als Filmstadt davon, in der gleichen Zeitzone wie Los Angeles zu liegen. Der knapp dreistündige Flug von Vancouver nach Los Angeles gleicht für die Filmstars dem studentischen Wochenendpendeln von St. Gallen nach Fribourg. Hinzu kommen verlockende Steuervergünstigungen, welche der Filmstandort Vancouver mit sich bringt.

Die erfolgreichsten in Vancouver gedrehten Filmproduktionen stellen, jedenfalls in finanzieller Hinsicht, die beiden «Deadpool»-Kassenschlager mit dem ebenfalls aus Vancouver stammenden Hauptdarsteller Ryan Reynolds dar. Die erste Comicverfilmung avancierte im Jahr 2016 mit ei-

nem weltweiten Gesamtumsatz von über 700 Millionen US Dollar zum erfolgreichsten Film mit einer Altersfreigabe für Erwachsene aller Zeiten. Während der Drehphase versetzte das Grossmaul Deadpool die Metropolstadt Vancouver monatelang in einen Ausnahmezustand: Für die berühmte Autoverfolgungsszene, welche in einem grauenvollen Festspiel samt Schusswaffen und Schwerter endet, wurde das dicht befahrene Georgia-Street-Viadukt zwei Wochen lang stillgelegt. Ein Grund zur Aufregung war das für die Stadt grösstenteils aber nicht – bekanntlich fehlt es den Kanadiern nicht gerade an Ruhe und Freundlichkeit.

### **Filmen mit Deadpool: Gemetzel und Gartenarbeiten**

«Deadpool» sprengte in jeglicher Hinsicht den üblichen Rahmen einer Filmproduktion. Die goldene Bilanzregel lautet in der Filmwelt grundsätzlich

lich: eine Minute einer TV-Serie verlangt einen einstündigen Dreh, eine Minute eines Spielfilms dagegen einen Tag. Bei «Deadpool» benötigte eine mit Action gefüllte Minute aber bis zu einer Woche. Folglich war es beinahe schon enttäuschend, als ich im Kinosaal realisierte, dass meine einmonatige Mitarbeit nach knappen zehn Minuten bereits wieder vorbei war. Wie kommt das? Als Beispiel: Bei einer Szene, bei der es ausschliesslich darum ging, dass die von Deadpool zusammengewürfelte Heldentruppe nach einem Sprung aus dem Flugzeug ihren Tod findet, könnte man sich denken, dass die Umgebung des Gemetzels keine allzu grosse Rolle spielte. Ganz im Gegenteil transformierten unzählige Künstler den mittelständischen Vorort für die zweitägige Dreharbeit eine Woche lang zu einem Luxusviertel. Selbst das Gras wurde von Gärtnern – mit umweltschonender Farbe – grün angemalt. Die Anwohner, die für die Verfügungstellung ihrer Grundstücke finanziell entschädigt wurden, baten die Künstler nach den Aufnahmen, nicht wieder zu gehen.

Wenn selbst Filmschaffende mit 35 Jahren Filmerfahrung während des Filmdrehs immer wieder fassungslos den Kopf schütteln, weiss man, dass «Deadpool» eine Filmproduktion der besonderen Art darstellt. Vier Tage lang blockierten die Dreharbeiten drei der belebtesten Strassen Vancouvers. Dazu lüftete die Presse das Geheimnis innert kürzester Zeit, dass es sich nicht um die Produktion namens «Caribbean Blue» handelte, welcher von der Crew als Tarnname benutzt werden musste, sondern um die neueste Deadpool-Saga mit dem kanadischen Liebling Ryan Reynolds. Das Resultat: Tausende Fans und Paparazzi stürmten ans Set, um ihn bei einer Verfolgungsjagd quer durch Downtown Vancouver bewundern zu können. Keiner ahnte, dass es sich bei dem kämpfenden Deadpool auf der roten Vespa aber selten wirklich um Reynolds handelte, sondern um seinen Stunt Double Alex. Meist getarnt mit Sonnenbrille und Mütze schlürfte der eigentlich gefragte Filmstar wenige Meter entfernt ungehört seinen Kaffee (mit wenig Milch und einem Löffel Ahornsirup).

### Die Kehrseite des roten Teppichs

Im Verlauf der Wochen wurde die Filmtruppe zu einer Patchwork-Familie, die von frühmorgens bis spät-

abends beisammen war – Zeit für anderes blieb kaum. Wenn der Regisseur aber ausnahmsweise bereits nach 16 Stunden via Funkgerät den «Martini-shot» meldete und damit ankündigte, dass die letzte Aufnahme des Tages kurz bevorstand, fragten sich die Crewmitglieder, was sie denn nun mit ihrem freien Abend noch anstellen sollten, es sei doch erst Mitternacht. Dass der nächste Arbeitstag in rund neun Stunden wieder von vorne losgehen würde, schien niemanden gross zu beeindrucken. Dabei ist zu beachten, dass sich die Wegzeiten im grossräumigen Kanada rasch ziehen können und je nach Drehort mit einer Heimfahrt von bis zu zwei Stunden gerechnet werden muss.

Das Filmemachen ist für die Filmschaffenden zwar eine Leidenschaft, die stressigen und intensiven Arbeitstage gehen jedoch auffallend häufig mit einer Beeinträchtigung der Gesundheit und des Privatlebens einher. Erschreckend hoch weisen sich dementsprechend die Suizid- und Scheidungsraten in besagtem Unterhaltungsbereich aus. Dazu versetzen tragische Nachrichten die Filmszene immer wieder in eine Schockstarre. In Vancouver sind beispielsweise innert kürzester Zeit nach einem Nachtdreh zwei Kameramänner aufgrund eines Sekundenschlafs während der Heimfahrt ums Leben gekommen. Während der

Dreharbeiten zu «Deadpool 2» hat auch der Tod eines Stunt Doubles schockiert: Eine professionelle Motorradfahrerin stürzte bei einem Stunt in der Innenstadt kopfveran durch die Glasscheibe einer Bank und verstarb noch am Unfallort. Die darauffolgende Drehpause wurde durch psychologische Betreuung und einen weltweiten Aufschrei über fehlende Sicherheitsvorkehrungen in der Filmbranche begleitet.

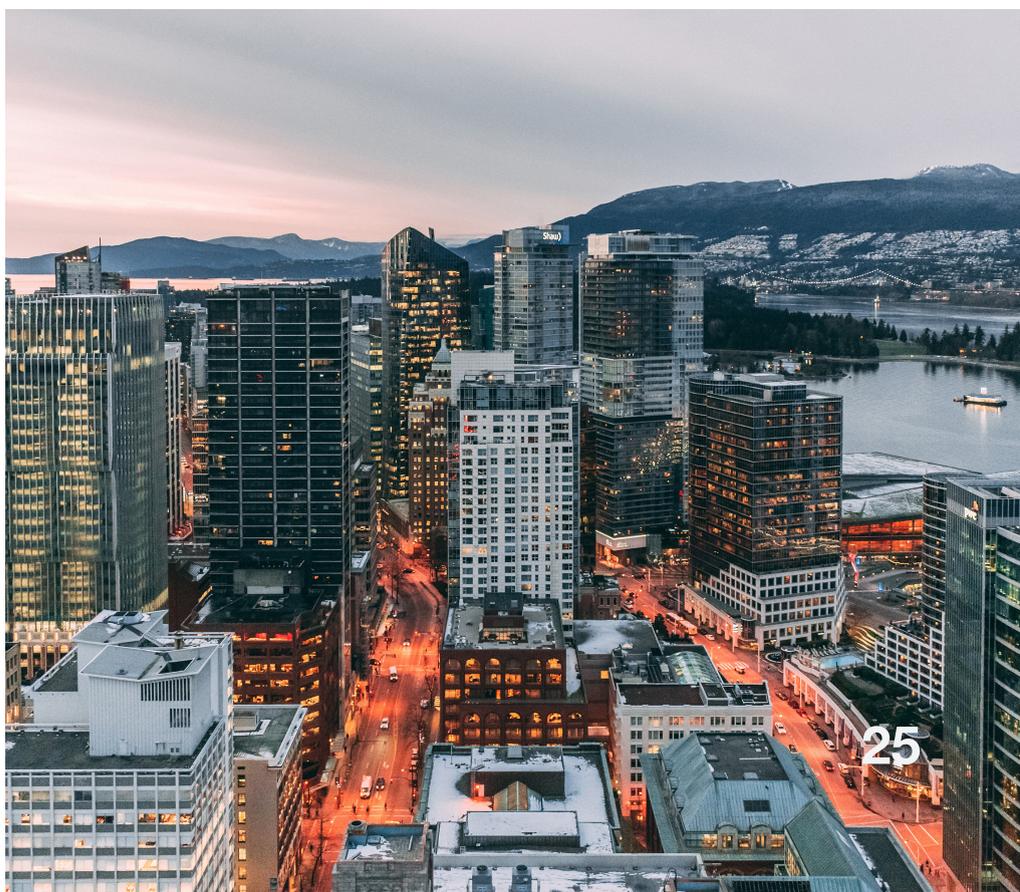
Das Leben am Filmset besteht also nicht nur aus Glanz und Glamour. Ganz im Gegenteil kämpft Hollywood auch gerade um das Überleben im digitalen Zeitalter: Das Aufkommen des Streaming-Riesens Netflix und die damit einhergehenden Einbussen im DVD-Geschäft fordern eine Anpassung der gesamten Filmindustrie. Es bleibt nur zu hoffen, dass zukünftig nicht noch mehr gefuscht wird, um den nächsten Kassenschlager garantieren zu können. Denn egal ob in Los Angeles oder in Vancouver, die tragischen Vorfälle überschatten die harte Arbeit tausender Filmschaffenden, die unermüdlich und voller Leidenschaft damit beschäftigt sind, die Geschichten unserer Zeit filmisch zum Leben zu erwecken. Und ich bin froh, ein Teil davon gewesen zu sein.



Text/Illustration

Jessica Eberhart

Vancouver ist hinter Los Angeles und New York der drittgrösste Filmstandort Nordamerikas. (zvg)



# Geschlechtsne



*«In der folgenden Arbeit wird die männliche Version der (Pro-) Nomen verwendet, Frauen sind da mitgemeint.» BULLSHIT.*

**W**eder Frauen noch non-binary werden in der männlichen Form reflektiert. Wenn man einen Blick in die Gesellschaft wirft, ist das generalisierende Maskulinum eine reine Farce, es kann gar nicht eine Gruppe von Menschen einfach «mitgemeint» werden. Vor allem: Was für ein Menschenbild wird durch diese veraltete Form, sich auszudrücken, gezeigt?

## Wortwahl mit Konsequenzen

Wenn männliche Nomen gewählt werden, wird implizit eine Rangfolge hergestellt, die den Mann über die Frau stellt. Nun wurden die non-binary Menschen noch gar nicht erwähnt. Non-binary bedeutet, dass sich diese Personen nicht in das Frau-Mann-Bild einordnen können oder bei der Geburt keinem der beiden biologischen Geschlechter zugeordnet werden konnten. Dieses Phänomen nennt sich Intersexualität und wird in unserem deutschen Sprachgebrauch komplett ausgeschlossen. Es geht um einen mutualen Respekt, allen Menschen gegenüber. Dabei gilt es die eigensinnigen Interessen unterzuordnen, denn die Gemütlichkeit, in einer Arbeit nur eine Form zu benutzen, diskriminiert auf einer mehr oder weniger direkten Art mehr als 50 Prozent der Bevölkerung. Es ist eine implizite Abwertung aller, welche nicht explizit genannt werden – aus welchem Grund dies auch immer geschehen mag. Ich kritisiere hier nicht die Menschen, ich zielen auf den Status Quo. Wir können uns nicht die Augen zubinden und denken, dass unsere Wortwahl keine Konsequenzen mit sich bringt, insbesondere, wenn man für ein öffentliches Medium schreibt.

## Willkommen im Jahr 2018

Sogar der Bund hat einen Leitfaden zur geschlechtergerechten Sprache herausgegeben, um die Geschlechter gleichermassen sichtbar zu machen. Den findet ihr unter dem Link [bit.ly/gerechte-sprache](http://bit.ly/gerechte-sprache). Was das zu bedeuten hat, sollte uns allen klar sein: Auch die Schweizerische Eidgenossenschaft steht nicht mehr hinter dem Prinzip, Menschen einfach mitzudenken, sondern fördert aktiv die Gleichberechtigung aller – auch in der Sprache.

Ich möchte hier nicht sagen, dass Menschen, welche bisher andere Personen mitgemeint haben, einen Fehler gemacht haben. Es geht hier viel mehr darum, dass Details über das Wohlbefinden anderer entscheiden können. Und wer sind wir, wenn wir anderen Menschen, die nicht männlich sind, die sprachliche Plattform entziehen?

Es geht so einfach, eine geschlechtergerechte Sprache zu nutzen! Ich habe in diesem Artikel absichtlich keine geschlechterspezifischen Pronomen verwendet, es wird wohl niemandem aufgefallen sein. Und bei Nomen geht das auch: Wieso schreibt man «die Piloten» statt «die Pilot\*innen»? Dieser kleine Stern, der Asterisk, steht für ein nicht binäres Wort, so können auch Menschen mit nicht eindeutig definierbarem Geschlecht dieses Wort nutzen. Nebst dem Effekt, dass es die REALITÄT unserer diversen Gesellschaft darstellt, hat es noch einen kleinen Effekt für alle, die bei Arbeiten immer ein wenig knapp bei den Zeichen sind – nur so als ein Gedankenanstoss.

Auch die Universität St. Gallen bemüht sich um eine geschlechtergerechte Sprache, einen absolut lobenswerten, jedoch auch notwendiger Schritt. Wenn man Gleichstellung leben will, muss dies auch in der Sprache ersichtlich sein. Denn Sprache und die Gesellschaft lassen sich nun einmal nicht so einfach voneinander trennen – die Sprache reflektiert die Realität.

Text

Lukas Zumbrunn

# utrale Sprache

## Contra

*Die\_Der\_Leser\_innen dieses Textes sehen sich in Zukunft, wenn sich das Lager meines Mitstudierenden durchsetzt, mit befremdlichen Sonderzeichen konfrontiert. Auch in der Rolle ein\*es\*er Autor\*in stellt dies eine Herausforderung dar.*

**D**a wir beim prisma beim Ausformulieren dieses wunderbaren Heftes jeweils unter Zeitdruck und Platzknappheit leiden, werde ich mir erlauben, auf die geschlechterneutrale Ausdrucksform zu verzichten. Beide der zwei Geschlechter mögen sich aber bitte angesprochen fühlen. Die Problematik ist evident: Wer freiwillig keine «geschlechtergerechte» Sprache anwendet und sich erdreistet, die herkömmliche Variante zu bedienen – wenn man dem Terminus der Reformer folgt, ist dies wohl die «geschlechterungerechte» Sprache – wird schnell als Chauvinist (falls männlich) oder generell verstaubt konservativ abgestempelt. Was kann man nun tun, um nicht von den Befürwortern des «gendering» vor ihrem moralischen Scharfgericht verurteilt zu werden?

### **Ja, was denn nun?**

Als gebildeter Mann und wissenshungriger, recherchéprobter Journalist, dem die Gleichberechtigung der Geschlechter übrigens am Herzen liegt, lande ich schnell auf Wikipedia: Schrägstrichschreibweise, Klammer-schreibweise, Binnen-I, Gendergap oder -sternchen, Doppelform oder Splitting, aber auch besonders skurrile Varianten wie Binnenmajuskel («einE Beamter!n») oder Binnen-I mit generischem Femininum (einE BeamtIn) werden als Lösungsansätze dieser grassierenden linguistischen Benachteiligung angeboten. Die Frage nach der «korrekten» Alternative kann nicht abschliessend be-

antwortet werden. Auch 50 Jahre nach der Veröffentlichung der «Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs», welche die Diskussion in den deutschen Sprachraum brachten. Einzig eine Kombination der Varianten würde für alle Fälle unserer vielfältigen Sprache konsequent funktionieren. Wollen wir diesen Urwald in unseren Texten? Und wie gehen wir dann mit dem Gesprochenen um? Betrachten wir doch noch folgendes Problem im Partizip Präsens: Gehört man eigentlich zu den biertrinkenden Studierenden, wenn man einfach im Adhoc sitzt, oder muss man dazu beim Trinken des Denkersaftes gleichzeitig K-Karten büffeln? Beides schon gesehen.

### **Der Gerechtigkeit verpflichtet**

Die Anpassung der Sprache nach Vorstellungen der Vor-denkerinnen der Feministischen Linguistik folgt einem noblen Ziel, dessen Unterstützer auch in der heutigen Zeit immer zahlreicher werden: Gerechtigkeit. Ebnet man die sprachliche Umgebung unter dem Gesichtspunkt der Geschlechter aus, wird sich dies auch in die faktische Lebensrealität übersetzen. Oder war die Kausalität anders herum? Auch die Befürworter sind sich da nicht ganz einig. «Gendering» gegen Sexismus und Frauenbenachteiligung halt. Logisch. Leider liefert die linguistische Komparatistik keinerlei belastbare Hinweise darauf. Türkisch und Bulgarisch kennen übrigens gar keine linguistische Unterscheidung der Geschlechter...

Der Kampf um mehr Gerechtigkeit zwischen den beiden Geschlechtern ist zum Tummelplatz jener geworden, die gerne in moralischen Kategorien denken und Fakten deshalb eine untergeordnete Rolle spielen. Die «geschlechtergerechte» Sprache bekräftige die Relevanz von Geschlecht als sozialer Kategorisierung weiter, obwohl die Intention des Gleichstellungsgedankens eigentlich in die gegenteilige Richtung zielt. Durch die fortgesetzte Betonung des eigentlich Selbstverständlichen, der Mehrgeschlechtlichkeit, wird der Unterschied nicht aufgehoben, sondern zementiert.

**Text**

Jonas Streule



Der Weg übers Wasser ist nur eine vieler Hürden auf dem Weg ins Asyl. (zvg)

## Der migrationspolitische Kompass zeigt gegen Nord-Süd

*Migration steht in Europa immer mehr unter Beschuss, vor allem von rechts. Doch auch migrationsfreundliche Gruppierungen helfen durch fehlende Kompromissbereitschaft nicht, Migration gerechter und anerkannter zu machen.*

**B**einnahe die gesamte Bevölkerung von 22 Millionen ist auf humanitäre Hilfe angewiesen. Die Infrastruktur ist zerstört, die gesundheitliche Versorgung existiert praktisch nicht mehr. Rund 1.8 Millionen Kinder sind akut mangelernährt, wovon 400 000 vom Hungertod bedroht sind. Zivile Einrichtungen wie Spitäler oder Schulen werden bombardiert. Bürgerkrieg und eine militärische Intervention unter der Führung Saudi-Arabiens haben den Jemen in eine humanitäre Katastrophe stürzen lassen. Man verschiebt nun den Blick vom Jemen, über «das Tor der Tränen», eine Meeresstrasse im roten Meer, bis man nach Eritrea gelangt. Dort herrscht ein diktatorisches Regime mit einem Nationaldienst, welcher mehr als zehn Jahre andauern kann; mit minimalem Sold und schlechten Lebensbedingungen.

Dieser Nationaldienst wird meist als Fluchtgrund angegeben, wenn Eritreer, oft über einen gefährlichen Weg via Nordafrika, nach Europa gelangen. In der Schweiz stellen Eritreer mit Abstand auch die grösste Gruppe der Asylsuchenden im Jahr 2017 dar. Jemeniten finden sich dagegen in der nach Land geordneten Statistik nicht unter den zwanzig häufigsten Asylgesuchsstellern. Dies liegt unter anderem daran, dass der Jemen von einer Blockade durch eine Allianz von arabischen Golfstaaten betroffen ist. Es ist für die jemenitische Bevölkerung also schwierig bis unmöglich, sich überhaupt auf die Flucht zu begeben. In Eritrea geht das viel leichter, auch durch die kürzliche Grenzöffnung mit dem Nachbarland Äthiopien. Es geht nicht darum, verschiedene Flüchtlingsgruppen gegeneinander auszuspielen, sondern nur zu zeigen, wie ungerecht das heutige System der un-

geregelten Migration ist. Flüchtlinge von bestimmten Regionen ist es gar nicht erst möglich, in Europa Schutz zu suchen.

### Migrationspolitische Irrungen

Doch die migrationspolitische Debatte in Europa dreht sich hauptsächlich um die Flüchtlinge und Migranten, welche diese erste Hürde überwinden haben und sich auf den Weg machen können. Eine Regulierung dieser Migrationsströme, und damit auch eine Begrenzung, wird von vielen NGOs und linken politischen Gruppen verworfen. So geschehen beim EU-Türkei-Abkommen, dem sogenannten «Flüchtlingsdeal». Dabei wird grundsätzlich alles abgelehnt, was nicht der eigenen Maximalforderung nach einer möglichst offenen Migration entspricht. Zwar bleibt damit ihre eigene moralische Integrität bestehen, den politischen

Zielen dieser Gruppen dürfte dies aber nicht helfen. So führt unregelmässige Migration zu Unmut in Teilen der Bevölkerung der aufnehmenden Staaten. Durch die selbstattestierende moralische Überlegenheit wird diesen Bevölkerungsteilen Kritik an Migration als illegitim abgesprochen. Dabei übernehmen diese dadurch natürlich nicht die moralische Position der anderen, sondern entfremden sich noch mehr davon. Es kommt zur Spaltung innerhalb der Länder, durch den Aufstieg rechtspopulistischer, teilweise rassistischer Parteien, und auch zwischen den Ländern, wenn diese an die Macht gelangen. So schlägt das berechtigte Ziel der Schaffung einer möglichst offenen Gesellschaft ins Gegenteil um. Italien verweigert nach der Regierungsbildung, angeführt von der rechtspopulistischen Lega, die Öffnung der Häfen für in Seenot getretener Menschen. Der globalen Herausforderung der Migration entziehen sich so gewisse Länder und verunmöglichen eine ausgewogene Lösung durch Mitarbeit aller europäischen Staaten. Leidtragende davon sind natürlich die Migranten selbst, durch Festsitzen in unsicheren Staaten wie Libyen, und durch zunehmende Fremdenfeindlichkeit in den Ländern selbst.

**Ungleich hohe Hürde für Aufenthaltserlaubnis**

Doch auch in anderer Hinsicht ist mit unregelmässiger Migration den Migranten nicht geholfen. Es wird suggeriert, dass jeder, der es nach Europa schafft, automatisch ein Recht auf Bleibe besitzen würde. Dies ist falsch. Es gibt Personen aus Nationen, die praktisch nie eine Aufenthaltserlaubnis er-

halten. Beispielsweise solche aus dem Kosovo oder aus westafrikanischen Staaten. Bevor also jedem ein Recht auf Migration zugesprochen werden sollte, müsste zuerst die Rechtsprechung und Gesetzgebung geändert werden, was durch die aktuelle politische Spaltung nicht möglich sein dürfte. Andernfalls sind die Migranten in der Illegalität gefangen. Es würde alles aufgegeben und investiert, um den Weg nach Europa zu bestreiten. Eine Rückkehr kommt so auch aufgrund der Schande des Scheiterns nicht in Frage. Eine geregelte Arbeitsweise fällt aus und der Gang in die Kriminalität bleibt oft der einzige Ausweg, was den Grund liefert, weshalb Westafrikaner im Jahr 2016 pro tausend Einwohner fast sieben Mal öfters verurteilt wurden als Schweizer. Dies nicht, weil sie schlechtere Menschen sind; es dürfte keines Westafrikaners Traum gewesen sein, einst an der Langstrasse Kokain verkaufen zu müssen. Die Flucht aus bestimmten, verhältnismässig sicheren Gebieten muss unter der aktuellen Gesetzeslage zwingend eingeschränkt werden. Denn auch die Gefahr politischer Instrumentalisierung solcher, in die Kriminalität getriebener, Migranten für die Torpedierung des Anspruchs auf Schutz ist gross.

**Ungerechte Vorselektion**

Natürlich soll dies nicht bedeuten, dass einer bestimmten Nationalität grundsätzlich das Recht auf Asyl abgesprochen werden soll. Eine Möglichkeit für akut Schutzbedürftige, in Westafrika oft Homosexuelle, wäre das Stellen eines Asylantrags in einer Schweizer Botschaft. Leider hat die Bundesversammlung diesen Weg

durch die Änderung des Bundesasylgesetzes im Jahr 2012 stark eingeschränkt. Mittlerweile sind nur noch Visumsanträge möglich und auch nur dann, wenn der Antragsteller unmittelbar, ernsthaft und konkret an Leib und Leben gefährdet ist. Die Hürden sind also sehr hoch und zwingen auch Personen, deren Asylgesuch in der Schweiz wohl bewilligt worden wäre, auf eine ungewisse, gefährliche Flucht. Schwachen und kranken Personen ist die Flucht oft gar nicht möglich, womit wieder eine ungerechte Vorselektion bestimmt, wer es überhaupt nach Europa schaffen kann.

**Die Schwächsten leiden unter Dickschädeln**

Die aktuell unregulierte Migrationspolitik ist schreiend ungerecht. Ein Teil der Welt hat aufgrund der geografischen und politischen Lage überhaupt nicht die Möglichkeit, das Asylrecht wahrzunehmen. Alte, Kranke und Schwache scheiden auch in den anderen Ländern aufgrund des gefährlichen Fluchtweges aus. Doch statt sich beispielsweise auf die Ausweitung des Resettlement-Programms zu konzentrieren, bei der besonders gebrechliche Personen direkt im Konfliktgebiet Asyl erhalten könnten, lehnen migrationsfreundliche Gruppierungen jede Regulierung ab, ignorieren die politischen Wirklichkeiten und führen zu einer politischen Spaltung ohne Lösungsmöglichkeiten. Leidtragende sind wie immer die Schwächsten: die Flüchtlinge und Migranten.

Text   
Jan Isler

Beispiel für einen Missstand in der Migration: die gefährliche Flucht über das Mittelmeer. (zvg)



# Wind in den Haaren, der Atlantik voraus

*Weltenbummler Claudio Mayer aus Rorschach SG folgt seinem inneren Kompass. Die Peilung: Freiheit und Abenteuer. prisma interviewte ihn via Satelliten-Telefon, was unser Budget fast sprengte, aber jeden Franken wert war.*

**W**er kennt das nicht? Sinnkrise. Das Bedürfnis auszubrechen. Den Alltag hinter sich zu lassen. Kein Herumsitzen in der Bib mehr. Keine unendlich langen Urteile oder Kommentare über Unternehmung A gegen Unternehmung B im Streit um Betrag XY mehr lesen? Sobald der Alltagstrott einsetzt, steigt auch das Verlangen nach Unbekanntem. Ein Austauschsemester kommt da recht gelegen. Ist es doch der akademische Kompromiss aus Fernweh und Uni-Koller. Wer sind wir aber, wir, deren Alltag durch die inhärente Freiheit eines Studiums

bestimmt ist? So wird der Drang zum Ausbrechen geweckt, doch nur die wenigsten machen diesen klaren Schnitt. Claudio Mayer hat es getan und besegelt auf unbestimmte Zeit die Weltmeere: «Wann, wenn nicht jetzt? Das habe ich mir gedacht.» Der sympathische, junge Hobbysegler hat seinen Job beim St. Galler Traditionsunternehmen Gallus an den Nagel gehängt und besegelt jetzt auf unbestimmte Zeit die Weltmeere. Nicht aber aus Langeweile: «Ich hatte fünf sehr spannende Jahre als Maschinentechner und war stets weltweit unterwegs», erklärt Claudio seine Beweggründe. Ihm war klar, dass

auch ein sechstes Jahr sehr spannend und abwechslungsreich sein würde. Was er aber suchte, war ein Abenteuer.

## Leinen Los. Segel gesetzt.

Über eine der zahlreichen Segelplattformen hat Claudio schnell einen Platz auf einem Boot gefunden. «Hand gegen Kojen, sagt man unter Seglern.» Gemäss dem Abenteuerer eine super Variante, um günstig zur See zu fahren. Er hat schnell etwas gefunden. «Das gab mir den Kick, den ich brauchte. Um die Zukunft, wollte ich mich in der Zukunft kümmern.» Vorgesehen war eine Route vom Är-

Bereit zum Auslaufen in Le Havre.



Claudio auf der Brücke.





Vorsegel gesetzt. Auf gehts!



Einer von vielen Sonnenuntergängen auf See.

melkanal Richtung Süden zu den Kapverden und von dort aus über den Atlantik. Bei dieser groben Planung blieb es auch. «Man kann zeitlich und örtlich kaum genauer planen. Wenn es der Crew an einem Ort besonders gefällt, bleibt man auch mal ein wenig länger», erzählt Claudio. Die Reise unter Segeln an sich ist dabei schon das Abenteuer. Es passiert so einiges Unvorhergesehenes. Diese Art zu Reisen ist definitiv nichts für all-inclusive-Touristen. Das erste Boot hat Claudio schnell wieder verlassen. «Ich hatte eine Meinungsverschiedenheit mit dem Kapitän. Ich musste feststellen, dass er nicht wirklich Seekarten lesen konnte», erinnert sich Claudio. Zankapfel war die Tidenberechnung, also das Einbeziehen von Ebbe und Flut bei der Kursbestimmung, um keine Untiefe zu treffen. «Bei 13 Meter Tidenunterschied im Ärmelkanal war mir das zu riskant.» Zwei Tag nachdem er von Bord ging, konnte er dann auf dem Reiseblog seiner alten Crew lesen, dass sie auf einer Sandbank aufgelaufen sind. «Ich habe selber den Hochseeschein und bei solchen Geschichten geht man einfach kein Risiko ein.»

### Neues Boot, neues Glück

Eine neue Crew war schnell gefunden. Ein 44 Fuss Katamaran, welcher an einer Regatta über den Atlantik

teilnahm. «Da es bis zum Start noch eine Weile dauerte, bin ich in der Zwischenzeit spontan noch quer durch Europa gereist mit dem Zug.» Paris, Lissabon, Madrid, Alicante bis nach Gibraltar, um nur die groben Linien zu nennen. Wenn man alleine unterwegs ist, liege der Fokus noch viel stärker auf dem Neuen und Unbekannten. Der nächste Schritt auf seiner Reise war vorerst wohl der grösste. «Eine Atlantiküberquerung habe ich noch nie gemacht. Es ist aber schon ein grosser Traum von mir, seit ich segle.» Zum Zeitpunkt des Interviews ist er mitten drin. 300 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln in Richtung St. Vincent auf den Karibischen Inseln. Der Alltag auf einer solchen Überfahrt klingt nicht gerade nach Erholung und Ferien. «Drei Wochen lang jeden Tag 24 Stunden Segeln», erzählt Claudio. Auf dem Boot herrscht Schichtbetrieb. Ständig ist er Wetter und Wellen ausgesetzt: «Ich habe es mir ehrlich gesagt gemütlicher vorgestellt.» Zwei mal am Tag steht er für vier Stunden am Steuer, stellt die Segel ein, schreibt das Logbuch, überwacht und kontrolliert Schiffsverkehr und Funk. Dazu kommt, das er immer wieder Mal das Deck von fliegenden Fischen befreien muss. «Aber nichtsdestotrotz ist es eine unvergessliche Erfahrung.»

### Zwischen Fern- und Heimweh

Lange Reisen bedeuten immer auch Abschied. Vieles zurücklassen um anderes zu entdecken. Natürlich ist es ein leichtes Unterfangen auf die St. Galler Nebelsuppe zu verzichten und im Gegenzug Cocktails an der Sonne zu schlürfen. Freunde und Familie hingegen zurückzulassen kann auf die Dauer auf das Gemüt schlagen. «Im Moment der Abreise hat natürlich die Vorfreude und die Spannung überwogen», erinnert sich Claudio zurück. Der Abenteurer und die Daheimgebliebenen haben sich auf den Abschied eingestellt. «Aber der, der geht, hat es sicher leichter, als der, der bleibt. Familie und Freunde fehlen, klar.» Die neuen Bekanntschaften, welcher er auf seinem Katamaran und auf seiner Reise gemacht hat, sind da eine willkommene Linderung. «Besonders meine neue Crew besteht aus sehr kompetenten und interessanten Leuten.» Es muss schon ein besonderer Schlag von Menschen sein, welcher sich diesem Abenteuer bereit ist zu stellen. Sie teilen wohl alle einen inneren Kompass, mit ähnlichem Kurs.

Text

Jonas Streule



Bilder

Claudio Mayer

# Der flüchtige Fuchs

*An einem verregneten Freitagnachmittag trafen sich vier Freunde zur Schatzsuche. Es sollte ein Abenteuer werden, welches den Spürsinn der Freunde auf die Probe stellt und ihnen St. Gallen von einer ganzen neuen Seite zeigen wird.*

**A**ls mich meine Familie das erste Mal in St. Gallen besuchen kam, wollten sie eine kleine Stadtführung. Doch leider kannte ich die Stadt nach dem ersten Semester nur bei Nacht. Trischli, Ele, Backstage (heute Ivy) und die Bars im Bermudadreieck kannte ich auswendig – sogar mit geschlossenen Augen in der Nacht. Doch bei Tag – natürlich schien die Sonne an diesem Tag nicht – hatte ich keinen blassen Schimmer. Schnell merkte ich, dass es nebst dem Campus auf der Anhöhe auch noch eine lebenswerte Stadt gibt: kleine Geschäfte und viele verschiedene Restaurants. Das ganze Jahr über ist es möglich, täglich in einem anderen Lokal zu speisen, oder – bei der grossen Anzahl Coiffeurs – sich die Haare frisieren zu lassen. Gut so, die Altstadt kenne ich nun auch bei Tageslicht.

## Fährte lesen

Doch der Drang zu Neuem und Mehr bleibt bestehen. Was gibt es sonst in St. Gallen und vor allem in der Umgebung zu entdecken? Finden wir es heraus.

Der Foxtrail schien uns die richtige Lösung zu bieten: Im Team dem schlaun Fuchs nachjagen und als nette Nebenerscheinung ungeahnte Orte in St. Gallen entdecken. Oder ist es umgekehrt?

Das St.Galler Wetter im November soll bekanntlich wie im April sein. Erst schneits, dann scheint die Sonne und am gleichen Tag regnet es auch noch. Aufgrund dieser Kriterien haben wir uns für den kurzen Trail von 2 bis 2,5 Stunden entschieden.

## Start am Bahnhof

Mit viel Elan starten wir vom Bahnhof aus. Das kleine Heft mit den Anweisungen und ein vollgeladenes Mobiltelefon sind dabei, man könnte sich ja verlaufen. Start ab Bahnhof in St. Gallen. Der erste Posten befindet sich noch bei den Gleisen. Wir haben Mühe ihn zu lösen. Motivation geht gleich den Bach runter, bis Jan den entscheidenden Hinweis findet. Motivation schießt wieder in die Höhe. Im Eilmarsch durch den Regen geht es in Richtung des bestimmten Punktes in der Stadt. Schon wieder, im Park suchen wir zwischen Fratzen

und komischen Figuren den nächsten Posten. Da es schon bald Nacht ist, erscheinen diese uns sehr eindrücklich. Der Hinweis bringt uns an einer Schule vorbei, auf einen Spielplatz. Die Kinder in den Klassenzimmern schauen gespannt zu, wie da vier Studenten auf ihrem Spielplatz herumturnen. Was sie vielleicht nicht wissen können, ist, dass wir den höchsten Punkt suchen, damit wir die Foxtrailtafel finden. Kaum hat sie Jana entdeckt, stürmen wir wieder los.

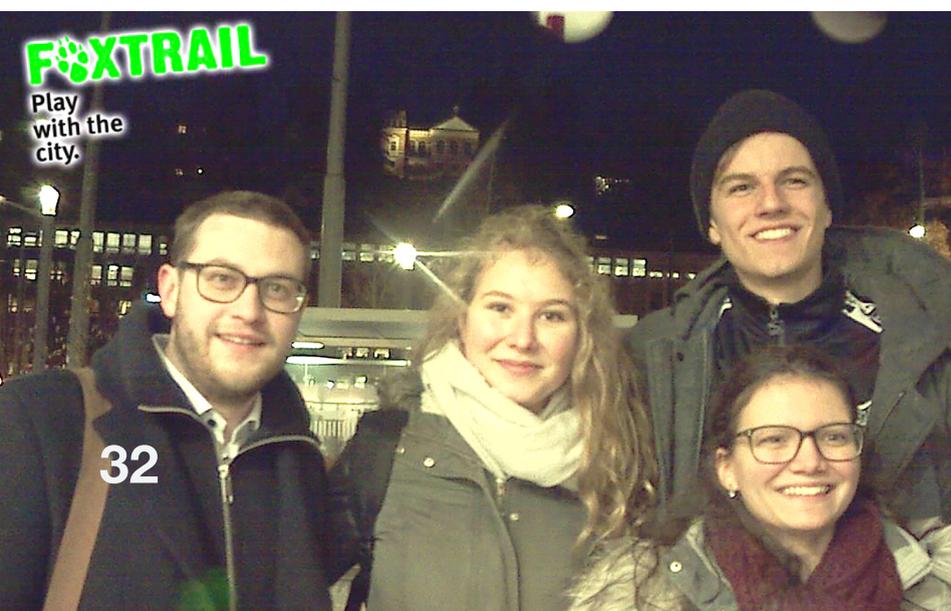
## Motivationstief

Bevor wir in den Bus einsteigen können, müssen wir entziffern, bis zu welcher Station es geht. Unter Zeitdruck – der Bus ist schon fast da – schaffen wir die Entzifferung der nächsten Station und steigen ein, nur um wenige Stationen später wieder auszusteigen. Nun regnet es und natürlich haben alle vier gegen die St.Galler Regel Nummer eins verstossen: Habe stets einen Schirm dabei. Toll.

Wir suchen den Hinweis zwischen drei verschiedenen Warthäuschen, aber mit den erschwerenden Umständen

Der Fuchs entwich uns, wir waren froh, den Parcours beendet zu haben.

Jan stillte seinen Hunger mit einem «Fladen», während Jana nach einem Ausweg aus der Misere suchte.





Jana hatte schon auf dem Spielplatz grosse Mühe.



Einer der kunstvollen Erker in der Stadt.

den haben wir keine Chance, ihn zu finden. Laura, Jana und ich wollen schon die Helpline anrufen, doch Jan verbietet es uns und meint, dass wir uns zuerst stärken sollen, um Energie zu tanken. Kaum gesagt, läuft er in die nächste Bäckerei und holt sich einen Fonduefladen. Leider bringt dies nichts und wir sind gezwungen die Hotline anzurufen. Jan findet, dass dies gegen den Ehrenkodex von richtigen Schatzsuchern verstösst. Doch dieser Ehrenkodex hilft uns auch nicht weiter, denn nur die Hilfe am Telefon gibt uns den richtigen Tipp.

### Die Schlucht in der Stadt

Kaum auf der Anhöhe über St. Gallen laufen wir schon wieder Richtung Kloster runter. Wir alle sind total erstaunt, dass es unter St. Georgen, neben der Mühleggbahn eine richtige Schlucht gibt. Jana würde liebend gerne in ein Haus über dem Bach einziehen, damit sie jeden Morgen direkt vom Fenster in den Bach springen könnte.

Die Schlucht hat eine ganz spezielle Atmosphäre. Eine Mischung zwischen modern und antik, denn am Bach entlang befinden sich Handwerksfirmen, welche vor Jahrzehnten noch die Wasserkraft zum Sägen brauchten. Hoch über der Schlucht ragt in leuchtender Neonschrift der Satz: «Artists interpret the world and then we interpret the artists». Wir halten alle inne, lesen den Satz, schauen uns an und erinnern uns gemeinsam an die Deutschstunden, in denen wir aus irgendwelchen Büchern die Ansichten eines Autors her-

auslesen mussten. Weiter geht es runter, bis wir wieder vor dem Kloster stehen. Mittlerweile alle durchnässt stehen wir vor dem nächsten Rätsel. Der Lift, mit dem man ins Untergeschoss fahren sollte, hat keinen entsprechenden Knopf. Jedoch kann man mit einer anderen Aufgabe das Liftfahren umgehen. Wir probieren und probieren. Sicher zehn Minuten verbringen wird dort, bis auch Jan die Ansicht teilt, die Helpline anzurufen.

Die Aufgabe war zu einfach. Wie es so ist, haben wir viel zu weit überlegt und so diese eine entscheidende Kleinigkeit übersehen. Mit der Lösung ging es nur noch wenige Minuten bis zum nächsten Posten. Eine Rakete, genauer gesagt deren Booster, haben innovative Menschen anscheinend schon im Mittelalter neben dem Klosterplatz gebaut. Natürlich ist damit der Eingang zum Pfalz Keller gemeint. Aus der Vogelperspektive sieht der spezielle Eingang genauso aus.

Beim Umherirren schauten uns die meisten Passanten recht komisch an. Ein paar wenige kicherten und fragten uns, ob wir den Foxtrail machen. Na klar! Nicht ohne Grund rennen wir von der einen zur anderen Hauswand. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht liefen sie davon – sie wussten genau, an welchem Posten wir wieder Mühe hatten und wie er zu lösen ist.

### Bekannte Erker

Mittlerweile kommen wir wieder in uns heimeliges Gebiet. Birreria, Box, Caliente und Trischli. Doch nun war die Aufgabe statt in der Schlange vor

dem Trischli zu stehen, die Schlange auf einem Erker zu finden. Weitere Tiere, welche über unseren Köpfen kunstvoll in die Häuserfassaden geschnitzt wurden, folgten. Es ist schade, dass man auf andere Passanten achten muss und nicht hochschauen kann. Denn die Gallus-Stadt ist die Königin der Erker und aus der Nähe erzählt jeder eine kleine Geschichte.

### Schlusspurt

Mittlerweile schon stockfinster geworden, müssen wir beim Posten «Film» mit Nadel und Faden arbeiten, damit wir den finalen Punkt finden. Zum Glück ist dies eine Apotheke. Der ideale nächste Posten, denn wer beim Nähen nicht peinlichst genau auf seine Finger achtet, kann dort gleich Pflaster kaufen. Logischerweise fanden wir natürlich zuerst die falsche Apotheke, die Angestellten konnten uns aber freundlicherweise auf die richtige verweisen.

Im Ziel mussten wir den Barcode einlesen, womit ein Foto ausgelöst wurde. Ein Foto der Enttäuschung, denn der flüchtige Fuchs entwischte uns noch in letzter Sekunde. Doch dafür haben wir sehr viel von der Stadt gesehen und konnten neue Eindrücke gewinnen. Super für ortsunkundige Studenten, wie uns. Der Foxtrail hat also ganze Arbeit geleistet.

Text/Bilder  
Frédéric Baur



Bilder  
Jana Pensa





Alexander der Grosse spielt eine umstrittene Rolle in der nationalen Identitätsbildung Mazedoniens.

## «Hassen sie sich da unten immer noch?»

*Viel Unwissen und rund tausend Kilometer Luftlinie trennen den Westen vom Südosten Europas. Ein Kurs der etwas anderen Art versuchte, die Balkanregion für ein Dutzend Studierende in ein neues Licht zu rücken.*

Unter dem verheissungsvollen Namen «Imperium-Nation-Kommunismus: Zeitgenössische Interpretation von Nationalismus in Südosteuropa» liess sich der Geschichtskurs im Dschungel des Biddings finden. Mittels eines Motivationsschreibens sollten sich Interessierte für die begrenzte Anzahl Plätze bewerben. Die Dozentin, Dr. Sandra King-Savic, Executive Director am Center for Governance and Culture in Europe (kurz GCE), und ihr Kollege Dr. Yves Partschefeld, Leiter Administration School of Humanities and Social Science (SHSS), führten den Kurs im Co-Teaching zusammen durch. Ziel dabei war es, ihre Expertisen «Südosteuropa» und «Nationalismus» zu verknüpfen sowie den Teilnehmern exklusive Einsicht in die besprochene Region zu ermöglichen. Auf die sechswöchige theoretische Vorbereitung folgte die entsprechende einwöchige Exkursion.

### Kontextstudium in der Praxis

Der Vorteil eines solchen Formates sind die Transferleistungen zwischen Theorie und Praxis. King-Savic erklärt: «Man liest einen Text und sieht das Gelesene symbolisch in Graffitis oder einem

Grabgewölbe vor Ort». Das sei wichtig für den Lernprozess. Beide Dozierenden plädieren daher für mehr plastisch vermitteltes Wissen.

Die Finanzierung solcher praktischen Erfahrungen kann jedoch eine Hürde darstellen. In diesem spezifischen Fall übernahm das CGE bzw. dessen Geldgeber, das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI), die Reisekosten. «Für das SBFI steht die Vernetzung mit Osteuropa im Fokus. Südosteuropa gehört hier zwar nicht explizit dazu, verbindet durch jeweilige Berührungspunkte jedoch den Westen mit Osteuropa», führt King-Savic weiter aus. Ob die Finanzierung so wieder zustande kommen wird, ist noch unklar. Beide Dozierende hoffen jedoch, dass ein solcher Kurs mittels Mund-zu-Mund-Propaganda auch ohne Fremdfinanzierung auf Interesse unter den Studierenden stossen wird. Der diesjährige führt uns mittels Vorträgen, Stadtführungen und Museumsbesuche durch Serbien, Mazedonien und Albanien.

### Im Minivan durch den Balkan

Kaum am Flughafen «Nikola Tesla» angekommen – die nationale Zugehörigkeit des genialen Erfinders ist übri-

gens bis heute unter Serben und Kroaten umstritten – folgt eine einstündige Einführung in die Geschichte Serbiens und der Besuch des kürzlich eröffneten Nationalmuseums, an dessen Ausstellung die letzten 15 Jahre gearbeitet worden war.

Belgrad ist für viele auf dem Land lebende Serben der einzige Hoffnungsträger und so wirkt sie auch: authentisch, laut, vor Leben vibrierend. Die extreme Binnenmigration ist neben der Auswanderung ein Phänomen, welches auf dem gesamten Balkan anzutreffen und auf die Perspektivlosigkeit, gerade unter Jungen, zurückzuführen ist. Wie wir sehen werden, spielt Tirana in dieser Hinsicht eine ähnliche Rolle wie die serbische Hauptstadt. Nach zwei Tagen Stadtbesichtigungen und Inputs folgt die holprige Fahrt in die nächsten Hauptstadt.

### Ein Land auf Identitätssuche

Skopje wirkt auf den ersten Blick wie ein Vergnügungspark. Unser Hotel, ein Piratenschiff, befindet sich gleich gegenüber pompösen Bauten, dazwischen stehen alle fünf Meter verschiedene Denkmäler. Hinter diesem Anblick steckt eine gehörige Portion Nationalismus. So erfahren wir, dass das damalige

Gruevski-Regime mittels des Projekts «Skopje 2014» die angeblich fehlende nationale Identitätsbildung Mazedoniens vorantreiben wollte. Die daraus entstandenen Bauten sind jedoch von kläglicher Qualität, sodass beim Klopfest schnell Karton darunter vermutet wird. Die farbige Revolution 2016, in welcher die Bevölkerung friedlich gegen das Gruevski-Regime und dessen millionenteures Projekt demonstrierte und die künstlich weissen Fassaden mit Farbbomben bewarf, setzte den absurdum führenden «Bauverschönerungen» und dem Denkmalwahn ein Ende.

Wer denkt, der Versuch der nationalen Identitätsbildung hätte die gesamte Bevölkerung miteinbezogen, irrt sich. Die grösste mazedonische Minderheit stellen mit rund einem Viertel die Albaner, deren Existenz erst seit den Aufständen in 2002 beachtet wird. Durch die Etablierung albanischsprachiger Schulen und die Anerkennung der Sprache sollten ihnen mehr Rechte zugeschrieben werden. Gleichzeitig besiegeln solche Massnahmen den Ethnozentrismus, mit dem das Land bis heute kämpft.

### Schmugglern und Kommunisten

Dieses Problem kennt das benachbarte Albanien nicht. Das Land ist das einzige in der Region, welches sich nicht über eine Ethnie, sondern über die nationale Zugehörigkeit identifiziert, unabhängig anderer Faktoren. Ausserdem leben da Anhänger fünf grosser Religionen friedlich nebeneinander, was nicht selbstverständlich ist auf dem Balkan.

Tirana wirkt modern und vielfältig. Unsere Unterkunft liegt im chaotisch-lauten Studentenviertel und zu Abend essen wir im Blloku, dem schicken Restaurantviertel, dessen Zutritt der Normalbevölkerung zu Zeiten des kommunistischen Diktators Hoxha verboten war. Die Herrschaft der Kommunisten in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts hat tiefe Spuren im Land hinterlassen. Unzählige Albaner sind in dieser Zeit hauptsächlich nach Italien ausgewandert, andere haben aus Verzweiflung ihren Lebensunterhalt mit Schmuggel verdient, nicht unbedingt freiwillig. Das «House of Leaves Museum», welches wir am zweiten Tag besichtigen, erzählt eindrücklich von dieser Zeit.

So ähnlich die besuchten Länder in manchen Punkten sind – Essen und Musik sind solche gemeinsamen Nenner – so unterschiedlich sind die Geis-

ter der Geschichte, mit denen jedes einzelne zu kämpfen hat. Was wird in Zukunft überwiegen?

### Der Blick in die Kristallkugel

«Der selektive Fokus auf die eigene Geschichte, der momentan noch in allen drei Ländern zu beobachten ist, muss erweitert und die Anknüpfungspunkte wieder stärker in den Vordergrund gestellt werden», meint Partschefeld. So kann man sich jenseits nationaler Grenzen als Region betrachten, welche zum Beispiel gemeinsam die Herrschaft des Osmanischen Reiches durchlebt hatte. Inklusion statt Abgrenzung ist unabdingbar für die weitere Entwicklung.

Das bedeutet jedoch nicht, dass Homogenität angestrebt werden soll, wie es die Idee des Nationalstaates auferlegt. Des Weiteren betont er: «Die Deckungsgleichheit zwischen Nation und Nationalstaat ist eine völlige Illusion. Trotz der schlimmen Versuche, diese zu erreichen, ist die Region noch immer heterogen.» Und das ist auch gut so, spiegelt es doch das Bild ganz Europas wider.

In Bezug auf Mazedonien spricht sich King-Savic für die Regierung unter Zoran Zaev aus. Die bisher problematischen Beziehungen mit den Nachbarstaaten reflektieren die ungelöste Identitätsfrage des Landes. Sie führt aus: «Zaev macht in dieser Hinsicht vieles richtig. Er beschäftigt sich mit der Pass- und Sprachproblematik mit Bulgarien und schaut nicht in der Geschichte zurück.»

### Wohin zeigt der Kompass?

In Mazedonien ist die Ausrichtung gegen Westen am stärksten zu spüren. Partschefeld mahnt jedoch: «Der EU- oder NATO-Beitritt sind kein Allheilmittel; die bilateralen Gespräche und ein politischer Wandel weg von alten

Seilschaften und Korruption müssen vorher schon gegeben sein.» Es gilt für alle Länder des Balkans: Regionale Kooperation und Austausch sollen das oberste Ziel auf der aussenpolitischen Agenda sein. Der Berliner Prozess, eine diplomatische Initiative zur Eingliederung der Balkanländer in die EU, ist ein wirksamer Ansatz, diese Annäherung zu fördern. Man muss diesen zum Teil doch kleinen Ländern ihre gegenseitige wirtschaftliche und politische Abhängigkeit aufzeigen.

Beide Dozierenden sind sich einig: In Serbien gibt es noch keinen Zaev, der diese Agenda fördern würde. Unter der aktuell vorsitzenden progressiven Partei kann es vermutlich nicht vorwärts gehen. «Lustration ist extrem wichtig», betont King-Savic. Der Kompass liegt hier bildlich gesehen auf einem Magneten und dreht sich, mal Richtung Westen, mal hin zu Russland. Würde man in all diesen Belangen Klarheit schaffen, weniger Geschichtsschreibung betreiben und mehr für die eigene Bevölkerung unternehmen, wäre auch das noch fehlende Vertrauen in den Staat wiederhergestellt.

Es ist schwierig, eine Region zu verstehen, die das nicht einmal selbst kann. Deshalb muss man sich in einem solch dynamischen Forschungsgebiet immer wieder unter aktuellen Gesichtspunkten auf die bestehende Literatur beziehen und die beforschten Regionen unter neuen Blickwinkeln bereisen. Wenn sogar unsere Dozierenden, beides Experten auf ihrem Gebiet, wie sie betonen, bei jedem Besuch etwas Neues dazulernen, dann wird einem die Komplexität des Sachverhaltes erst richtig bewusst.



Text/Bilder

Daria Kühne

Die wichtigsten Figuren der serbischen Geschichte treffen sich unter dem Dom des Heiligen Sava.



# Konzern vs. Start-up – die richtige Entscheidung treffen

*Der Kompass von Studierenden hat sich in den letzten Jahren verändert. Es werden zwei Richtungen aufgezeigt, wobei mit grosser Schwierigkeit entschieden werden muss, welcher Weg für uns Studierende der richtige ist.*



**E**s gibt Studierende, die schon vor dem Studium wissen, welche berufliche Laufbahn sie einschlagen wollen. Es gibt andere, welche auch noch nach dem Masterabschluss unsicher sind und denken, dass ein Jahr in Australien oder Bali die optimalste Lösung sei, um den Sinn des Lebens zu finden. Wir sprechen hier von den Millennials, welche die Qual der Wahl haben und sich zwischen einer Anstellung als Junior Consultant bei einem grossen Konzern oder einer Stelle als Head of Development bei einem Start-up entscheiden müssen, wie Hill von Financial Times darstellt. Es stellt sich die Frage, welche Entscheidung gesellschaftlich sowie persönlich gesehen die richtigere Wahl ist. Welche Grundlagen soll ein Absolvent für das Entscheiden zwischen Konzern oder Start-up berücksichtigen?

## **Konzern: Eine Vielfalt an Aufstiegsmöglichkeiten**

«Ich soll wie mein Vater werden», meinte Maximilian beim Interview. Sein Vater hatte vor ein paar Jahrzehnten sein Studium an der Universität St.Gallen absolviert und dank Vitamin B eine Stelle als Analyst bei der Deutschen Bank bekommen. «Ein Konzern ist eine dominante juristische Person und ein Teil davon zu sein, ermöglicht uns, uns mächtig zu fühlen.» Nicht nur Maximilian hat diese Ansicht. Gemäss Financial Times werden 44 Prozent der BWL-Absolventen über die Jahre in einem Konzern bleiben wollen und ihren beruflichen Erfolg der gewöhnlichen Karriereleiter überlassen. Ein grosses Unternehmen bietet eine Vielfalt an Programmen. Eine Person hat die Möglichkeit, sich innerhalb des Unternehmens weiterzuentwickeln und weiterzubilden. Es werden interne sowie externe Weiterbildungsprogramme angeboten, bis sogar zur Finanzierung eines MBA oder eines sonstigen CAS. Grosse Unternehmen verfügen über eine bedeutende Menge an Ressourcen, welche es ermöglichen, in die Forschung zu investieren und neue Produkte zu entwickeln. Somit wird der Alltag in einem grossen Konzern nicht langweilig. Ein Konzern bietet ein beeindruckendes internes sowie externes Netzwerk, von welchem sogar Maximilians profitieren könnten, meinte er ironisch. In einem grossen Konzern fühlt

sich ein Angestellter in Sicherheit und geniesst die Scheinstabilität. Nichtsdestotrotz hat sich diese Idylle der ewigen Stabilität mit der Zeit in einen Mythos umgewandelt. Atkinson und Lind von der MIT Press erwähnen dabei den Begriff der gesichtslosen Bürokratie. Ein Berufseinsteiger der heutigen Zeit wird es immer schwieriger haben, sein ganzes Leben im selben Unternehmen zu bleiben. Denn aufgrund unserer Wegwerf-Mentalität ist jeder Mitarbeiter jederzeit ersetzbar. Diese Mentalität trifft auch auf Grosskonzerne zu, denn die persönliche Verbindung vom Angestellten zum Grossunternehmen kann sich schnell auflösen und bei einer neuen Firma oder bei einem neuen Mitarbeiter wiedergefunden werden.

Grosse Unternehmen antworten auf diese Veränderung mit einer Neugestaltung der Struktur. Innerhalb eines multinationalen Unternehmens werden kleinere Betriebe aufgebaut, die ein eigenes Wiedererkennungsmerkmal sowie eine eigene Philosophie entwickeln. Obwohl der Mitarbeiter nur ein kleiner Fisch im grossen Teich ist, gibt ihm sein Arbeitgeber das Gefühl eine wichtige Figur zu sein, indem dieser Mitarbeiter im Namen des grossen Konzerns Entscheidungen treffen darf. Somit soll schlussendlich, gemäss Hill, ein multinationales Unternehmen entstehen, welches aus vielen kleinen, semi-autonomen Einheiten besteht. Für die Mitarbeiter besteht ein zusätzlicher Vorteil, denn so arbeiten die Arbeitnehmer in einer «Start-up-Mentalität» und können trotzdem an einem Rotationsprogramm teilnehmen. Somit muss sich ein Mitarbeiter kurzfristig nicht für die Zukunft festlegen.

#### **Start-up: Verantwortung ab dem ersten Tag**

Auf der anderen Seite haben wir Tim, welcher seit Kurzem an seiner neuen Geschäftsidee arbeitet. Tim hatte sich nach dem Studium für eine Festanstellung bei einem Start-up im Bereich Medizintechnologie entschieden. Die im Start-up vorhandenen Arbeitsbedingungen bezeichnet er als traumhaft, denn er durfte bereits ab dem ersten Tag

ein Team des Start-ups leiten. Somit sieht ein junger Angestellter schnell, was sein Wissen auswirken kann. Die Beziehung zu seinen Vorgesetzten ist nicht so stur und er kann mit ihnen auf Augenhöhe kommunizieren und ihnen seine eigene Meinung mitteilen. Dazu hat Tim von verschiedenen Aspekten her, wie beispielsweise Arbeitszeiten, grosse Freiheit. Oft wird von einem tiefen Lohn gesprochen, wobei Katharine, Mitgründerin von Gadenet, von marktüblichen Löhnen spricht und es als gewöhnliches Vorurteil bezeichnet. Es hänge stark von der Position im Unternehmen sowie vom Markt ab. Es kann sein, dass für den Gründer kein Lohn während einer Zeitspanne ausbezahlt wird, jedoch langfristig mit einem wachsenden Wert der Anteile sein persönliches Vermögen vermehrt werden kann. Tim machte sich nach zwei Jahren Berufserfahrung selbstständig, denn er sagte, er habe vom Arbeitgeber genug gelernt, um sein eigenes Start-up aufzubauen. Er konnte viel über diverse Management-Skills lernen sowie dank enger Zusammenarbeit mit Ingenieuren sein technisches Wissen erweitern.

Eine solch positive Einstellung gegenüber der Start-up-Welt hat aber nicht jeder Studierende. Gemäss einer Studie von Ernst and Young können sich zwei Drittel der amerikanischen Studierenden vorstellen in einem Start-up zu arbeiten oder ein Start-up zu gründen. Jedoch denken vier Fünftel, dass es nicht die beste Entscheidung für ihre Karriere ist. Zusätzlich kommt noch die Unsicherheit im Job, denn das langfristige Bestehen eines Start-ups ist – im Vergleich zu einem Grossunternehmen – sehr schwierig abzuschätzen.

#### **Die richtige Entscheidung treffen**

Es ist sehr schwierig zu sagen, welche Entscheidung zwischen Konzern oder Start-up nun der schnellere oder richtigere Weg für eine erfolgreiche

Karriere ist. Beide Entscheidungen sowie viele weitere Möglichkeiten, welche nach dem Studium offen stehen, haben Vor- als auch Nachteile. Zusammenfassend darf gesagt werden, dass sich jeder bewusst sein soll, dass eine genaue Selbstanalyse ein guter erster Schritt bei der Karriere-Entscheidung ist. Denn der richtige Arbeitgeber ist nicht vom Namen des Unternehmens abhängig, sondern von der Persönlichkeit des Menschen.



**Text**  
Daniel Schlatter



**Illustrationen**  
Martin Kupsky



# Prof. Dr. Thomas Rudolph

*Ordentlicher Professor für Marketing und  
Internationales Handelsmanagement*



# Vom Aufschlag ins Handelsmanagement

*Vom staatlich geprüften Tennislehrer zur Spitze des Instituts für Handelsmanagement – Thomas Rudolph offenbart seinen bisherigen Werdegang und warum es manchmal doch besser ist, in drei Jahren zu promovieren.*

**I**n einem der modernsten Gebäude an der Universität St. Gallen trifft prisma Professor Thomas Rudolph. In einem lichtdurchfluteten Büro mit hunderten von Büchern, verstaubt in einem Massivholzgestell, Kaffee und Pralinen auf dem ebenso markanten Tisch findet sich der Ordinarius am Forschungszentrum für Handelsmanagement geborgen. Auf die Schwawski-typische Einstiegsfrage findet Rudolph eine prägende Antwort: «Eigentlich bin ich Hochschullehrer und fühle mich dem Satz «from insights to impact» verpflichtet.» Dabei versucht er die Forschung nicht nur zu publizieren, sondern so zu formulieren, dass in der Praxis auch wirklich etwas passiert. Weiter sieht sich Thomas Rudolph als Gesprächspartner für verschiedene Anspruchsgruppen in der Praxis, wobei er sich seiner Medienpräsenz und seiner Expertise im Bereich Retail-Management bewusst ist. «Ich bin jedoch auch Familienvater», erzählt der Professor. Er hat drei, mittlerweile studierenden, Kinder und lebt in St. Gallen. «Zusammenfassend kann man sagen: Ich bin Brückenbauer.» Er bildet nicht nur Brücken von der Theorie in die Praxis, wie man dies von einem Fachexperten erwarten würde, sondern genau auch umgedreht. Die Forschungsthemen, mit denen das Institut arbeitet sieht er nicht als «rocket science», wobei Thomas Rudolph es umso mehr für wichtig hält, dass man die akuten Problematiken der Realität kennt und dass jene in der aktuellen Forschung auch aufgegriffen werden können. Aus dieser Praxis seien in der Vergangenheit schon viele neue Theorien und Forschungsrichtungen entstanden, was der Professor sehr zu schätzen weiss.

## **Eine sportliche Kindheit**

«Ich bin mit sehr viel Sport aufgewachsen», betont Thomas Rudolph in einem Rückblick auf seine glückliche Kindheit. Durch seine Eltern ist er sehr früh mit Leichtathletik in Berührung gekommen – seit klein auf war der Olympiasieg im 100 Meter Lauf sein Traum. Was eine Weile andauerte und volle Unterstützung von den Eltern bekam, musste frühzeitig, mit 14 Jahren, infolge einer schweren Knieverletzungen aufgegeben werden. Nebenbei spielte der Professor schon damals Tennis, worauf er sich nach seiner Verletzung hauptsächlich konzentrierte. Trotz intensiver Trainings und grosser Widmung merkte Thomas Rudolph, dass er das gewünschte Spitzensportler-Niveau nicht mehr erreichen wird. Keine lange Zeit später entdeckte er die Leidenschaft am Unterrichten. «Ich hatte gemerkt, dass wenn Leute bei mir Training hatten, insbesondere Jugendliche, dann sind diese auch relativ schnell besser geworden.» Noch während seiner Bundeswehrzeit in Deutschland machte Rudolph daraufhin eine Ausbildung zum staatlich geprüften Tennislehrer an der Technischen Universität in München. «Ich erwähne dies gerne, da ich hierdurch die Freude am Unterrichten entdeckt und gemerkt habe, dass mir dies liegt.»

Aus dieser prägenden Zeit nimmt der Ordinarius vielerlei mit. Er habe schon frühzeitig gelernt, dass man im Leben klare Ziele braucht, zu welchen man hingebungsvoll arbeiten sollte. Der Weg zum Ziel könne jedoch sehr vielfältig sein, wobei man selbst äusserst flexibel sein sollte: «Ein starker Wille kann Berge versetzen.» Was aber

wohl die prägendste Erkenntnis zu sein scheint, ist die Gründlichkeit – sowohl beim Trainieren, als auch in der Forschung.

## **Von der Tennisschule ins Ausland**

Nach der Sportlehrausbildung fing Rudolph in Mannheim an BWL zu studieren. Noch während seinem Studium gründete Rudolph seine eigene Tennisschule, nicht zuletzt um dieses finanzieren zu können. Rudolph spielte zwar immer noch selber in Mannschaften, konzentrierte sich aber mehr und mehr auf das Unterrichten. Dabei plante er auch Reisen nach Mallorca, Jugoslawien und Spanien, wo die Tennisbegeisterte eine Woche lang trainierten. Nach dieser intensiven Tenniszeit war für Thomas Rudolph jedoch klar: jetzt braucht es einen Schnitt. Dieser kam gelegen, als sein Umzug in die Schweiz anstand. Während dem Schreiben seiner Diplomarbeit, für welche man damals noch ein dreiviertel Jahr zur Verfügung hatte, entdeckte er den Spass am Schreiben und der empirischen Arbeit, worauf er sich gerne der Forschung widmen wollte. Seine Arbeit wurde in Mannheim prämiert, was seinen Wunsch zu promovieren zusätzlich erweckte. Ihm wurde nahegelegt, dass eine Promotion fünf bis acht Jahre braucht, wie ein guter Wein sei, der reifen muss. Zwar habe er in Mannheim viel gelernt, doch acht Jahre waren für Rudolph zu viel – er suchte eine Möglichkeit, wo er dies schneller bekommen könnte. «Damals hatte ich mir ein Verzeichnis zum Thema «Wo kann man promovieren?» zugelegt und fünf Bewerbungen rausgeschickt, wobei eine St. Gallen war. Ich wusste ehrlich gesagt nicht einmal, wo St. Gallen genau liegt.» Nach seiner Ankunft hatte der baldige

Doktor ein sehr angeregtes Gespräch mit dem damaligen Professor Weinhold, der ihm eine Promotion in zwei Jahren in Aussicht stellte. Durch eine spontane Entscheidung erfolgte somit der Umzug in den Süden.

### Der Beginn einer neuen Ära

In Mannheim hatte Thomas Rudolph eher theoretisch und empirisch gearbeitet – hier in St. Gallen war dies anders. Wenn in seiner Diplomarbeit der praktische Teil stark gekürzt werden musste, war dies an der HSG sehr gefragt. Daraus folgte ein positiver erster Eindruck von St. Gallen. Am damaligen Lehrstuhl war Rudolph Assistent von Professor Weinhold: Damals kamen fünf Lehrstuhlmitarbeiter auf rund 50 Marketingstudierende, heute seien es etwa 100 wissenschaftliche Mitarbeiter, welche von den Instituten finanziert werden und das Marketingrenommé der HSG stärken. Thomas Rudolph bekam bald darauf ein Angebot in Richtung Handelsmanagement zu arbeiten, als sein Doktorvater ihm einen Forschungsauftrag des Bundes mit anvertraut hatte. Schon nach einem Jahr wollte Weinhold ihn als Leiter der Handlungsforschung einstellen, Rudolph wollte aber promovieren. Daraus entstand folgende Abmachung: Thomas Rudolph nimmt das Angebot an, legt aber die Schwerpunkte der Handelsforschung selber fest.

Mit einem wichtigen Sponsor, dem Gottlieb-Duttweiler Institut, konnte er seine Dissertation schnellen Weges abschliessen.

Einen Kulturschock erlebte Thomas Rudolph nicht zwingend. St. Gallen war viel überschaubarer dazumal, vor allem im Vergleich mit Mannheim. «Ausserdem musste man in der Mensa nicht anstehen.» Die Forschungsthemen waren aber ähnlich, jedoch viel mehr auf die Praxis bezogen. «Am meisten gefiel mir jedoch die Kollegialität», erinnert sich der Professor. Für ihn war hier ein etwas magischer Ort: diese Vielseitigkeit, wo Prof. Tomczak kurze Zeit später zum Tandem der Professoren Weinhold und Belz dazu gestossen ist, zeigte sich durch viele Gruppenarbeiten, Praxisprojekte und Zusammenarbeit mit vielerlei Menschen, wie beispielsweise dem russischen Aussenminister. Wichtig war auch die Natur, die in einer Grossstadt definitiv zu kurz kommt. «Ich komme mit Schweizern gut zurecht.» Rudolph findet die Menschen hier sehr angenehm, trotz einer Herausforderung, wo er gleich nach seiner Ankunft ein Protokoll zu einem Workshop schreiben musste. Die Teilnehmer sprachen alle in ihrem Dialekt, den er damals kaum verstand.

### Segeln und Reisen

In seiner Freizeit reist Thomas Rudolph viel. Von Asien bis Amerika – jede kleinste Ecke möchte er entde-

cken. Erreist gerne an unterschiedliche Orte. Im Sommer jedoch geht er gerne mit seiner Frau Wandern. Auch Tennis spielt er noch ab und zu – am liebsten mit seinen Söhnen. Kultur gehört natürlich auch dazu: Jazzmusik und Museen. Doch Kreativität kommt in seiner Freizeit, aber auch in der Forschung nicht zu kurz: Die Suche nach neuen Feldern und Aspekten entfaltet sich in seinen Momenten der Entspannung. Sei es beim Joggen oder beim Segeln, Rudolphs Gedanken finden freien Lauf und es entsteht Neues.

Für Thomas Rudolph ist die Arbeit an der HSG ans Herz gewachsen: Dadurch verbindet er Leidenschaft, Kreativität und Vielseitigkeit. Was eine zufällige Auswahl auf einem Universitätsverzeichnis war, entwickelte sich zur langjährigen Arbeit an unserer Alma Mater und am Institut für Handelsmanagement, wozu auch der Gottlieb Duttweiler Lehrstuhl zählt. Wo diese Forschung uns in den nächsten Jahren hinführen wird, wissen wir zwar auch nicht, doch mit solchen äusserst interessanten Personen an der Spitze können wir nur das Beste erwarten.



Text/Bilder

Darya Vasylyeva

Strandhäuschen dienen der Entspannung und dem Kreativitätsfluss.



Das lichtdurchflutete ZIG-Gebäude.





Das Jahr beim Circus Knie war für Claudio Zuccolini aufgrund der Medienkampagne eine wirklich schwierige Zeit. (zvg)

## Interview

# «Ich mache heute mehr Hausaufgaben»

*Der Komiker Claudio Zuccolini gesteht, dass er Leute nicht ausstehen kann, die nach der Vorstellung unbedingt ihren Senf dazu geben müssen. Zudem gibt es auch viele Tage, an denen der 48-Jährige nicht gerade viel macht.*

*Inwiefern hat sich Ihr persönliches Humorverständnis über all die Jahre hinweg verändert?*

Ich bin Netflix-süchtig und schaue mir vor allem die ganzen Stand-up-Comedians an. Dadurch habe ich einen völlig anderen Anspruch an den Humor. Dann ist es schwierig, mit jemandem zusammenzusitzen, der tagtäglich im Büro sitzt und über Dinge «gigelet», die mich halt wirklich nicht mehr vom Hocker reißen. Nicht, dass es überheblich wäre, aber ich habe schon so viele Dinge gesehen, dass ich das Humorverständnis gewisser Leute doch als etwas schwierig einstufe.

*Haben Sie das Gefühl, im Alltag lustig sein zu müssen?*

Nein, ich habe das sehr stark zurückgeschraubt. Logischerweise kommt man nicht zufällig in die Ko-

miker-Branche, kann es sich nicht aussuchen. Ich absolvierte die Mittelschule, arbeitete einige Jahre auf der Bank und versuchte dann in St. Gallen zu studieren, was furchtbar war. Dann kam ich zum Radio und auch zum Fernsehen. Und dann kam ich zufällig in die Comedy rein. Wahrscheinlich musste das so sein. Bevor die Komik zu meinem Beruf wurde, hatte ich wohl das starke Bedürfnis, Leute unterhalten zu können.

*Lachen Sie über sich selbst?*

Es gibt schon Dinge, von denen ich finde, dass sie mir gelungen sind. Mir bleiben aber mehr die peinlichen Dinge im Kopf. Ich nerve mich dann, dass ich diese Dinge unbedingt erzählen musste. Das ist Horror. Ich beobachte mich selbst auch sehr stark – nicht nur die anderen

Leute. Sachen, die ich mache und mir gleichzeitig bei anderen Leuten auffallen, können durchaus ein tolles Thema für die Bühne liefern.

*Wie sieht für Sie ein typischer Arbeitstag aus?*

In der Regel stehe ich jeweils zwischen sechs und sieben Uhr auf. Dann gehe ich mit dem Hund spazieren und meine Frau und ich bereiten die Kinder für die Schule und den Kindergarten vor. Sie arbeitet zwei Tage die Woche. Ich hingegen gehe zwei Mal pro Woche für eine Stunde ins Fitnesscenter. Es gibt aber auch viele Tage, an denen ich nicht viel mache. Dann schreibe ich an meinem neuen Programm. Hierfür gehe ich häufig ins Engadin, wo wir eine Ferienwohnung besitzen. Nicht jeder Tag ist gleich, aber meistens bin ich bis am Nachmittag viel zu Hause.

*Wie finden Sie an einem schlechten Tag die Motivation, sich hinzusetzen und am Programm zu schreiben?*

Diesen Schreibfluss kann man weder forcieren noch planen. Den Text zu überarbeiten oder Passagen zu streichen fällt dabei leichter, da es mehr eine mechanische Arbeit ist. Ideen überkommen einen einfach – beim Duschen, Spazieren, oder am Morgen, wenn ich aufwache. An Tagen, an denen ich mich hinsetze und am Programm arbeiten will, respektive muss, komme ich oft nicht wirklich in einen Flow. Das Schreiben ist sehr stimmungsabhängig. Wenn es nicht läuft, dann läuft es nicht und ich mache etwas anderes.

*Wie teilen Sie sich die Zeit zwischen Arbeit und Privatleben auf?*

Das ist schon sehr stark vermischt. Wenn die Premiere kurz bevorsteht, bin ich intensiver dran. Zwei, drei Tage lang kann ich neun Stunden pro Tag am Programm arbeiten, aber dann ist genug und ich muss das Programm wieder liegen lassen. Ich lasse ein Programm hin und wieder auch einen Monat oder zwei unberührt. Danach finde ich einige Dinge wieder doof und werfe sie aus dem Programm.

*Wie stellen Sie sicher, dass die Premiere nicht in die Hose geht?*

Vor der Premiere mache ich immer ein sogenanntes Tryout, wo ich vor Publikum das Programm austeste, um zu merken, ob ich nicht komplett am Publikum vorbei gearbeitet habe. Zu diesem Zeitpunkt muss ich wirklich bereit sein.

*Was ist die grösste Herausforderung im Komiker-Business?*

Beim Sport, Film und eben auch bei der Komik glauben die Leute zu wissen, wie es gehen müsste. Sie gehen etwas schauen und finden nachher, dass es ein «Seich» war oder aber sie finden, dass es super war. Da sind sie gnadenlos und beim Humor ist es sicherlich am extremsten. Jeder Mensch hat das Gefühl, dass sein Anspruch an den Humor wahnsinnig hoch ist. Vermag ich diesen nicht zu erfüllen, werden sie fast wütend, anstatt zu sagen, dass sie sich etwas anderes vorgestellt haben.

*Wie gehen Sie mit Kritik an Ihrem Programm um?*

Ein Programm geht zwei Stunden. Und während dieser Zeit kann nicht

jeder gleich unterhalten werden. Das ist normal. Am unangenehmsten ist Kritik nach der Vorstellung. Wenn man gerade fertig mit Spielen ist, hat man keine Lust, darüber zu diskutieren. Die Leute wollen aber immer ihren Senf dazugeben. Hin und wieder gibt es in solchen Situationen aber tatsächlich brauchbare Inputs.

*Betrachten Sie andere Komiker als Konkurrenten?*

Natürlich stehen wir in Konkurrenz zueinander. Wir sind kein grosses Land und dementsprechend überschaubar ist auch das Publikum. Deshalb können nicht alle Comedians jeden Abend einen vollen Saal haben. Daraus resultiert eine Konkurrenz, die jedoch nicht negativ sein muss. Natürlich kennt man sich. Ich moderiere respektive bestreite oft auch Mixed-Abende, an denen verschiedene Künstler gemeinsam auftreten.

*Warum bieten die Schweizer viel Pointen-Potenzial?*

Ich glaube nicht, dass das eine Länder-Diskussion ist, sondern vielmehr der Mensch im Allgemeinen. Ich habe einfache Themen und mache auch überhaupt kein politisches Kabarett. Der Schweizer hat aber beispielsweise ein wahnsinniges Problem mit touristischen Orten. Er sagt dann immer, dass man dorthin gehen soll, wo es keine Touristen gibt. Schlussendlich ist man jedoch selbst der Tourist. Am liebsten würden wir in der Landestracht ankommen, damit wir nicht als Touristen entlarvt werden.

*Sie nehmen Ihre Inspiration also primär aus dem Alltag.*

Ja, absolut. Das sind teilweise wirklich simple Themen. Gewisse Leute machen sich null Gedanken. Beispielsweise gibt es viele Leute, die sagen «ich weiss es ist doof, aber ich mache das...». Hin und wieder sollte man sich selbst halt schon auch ein wenig hinterfragen.

*Können Sie uns weitere Beispiele nennen?*

Leute sprechen in gewissen Phasen immer wieder in derselben Art. Alle sagen: «Ich habe wie keine Lust». Zurzeit verwenden alle das Wort «wie». Ich finde das extrem lästig und werde das deshalb in meinem nächsten Programm auch thematisieren. Zudem haben viele Leute das Gefühl,

dass es ihnen gleichgültig sein kann, wie sie ausschauen. Das ist eigentlich schade, da es insbesondere für die Mitmenschen unangenehm ist...

*Sie haben Ihr Wirtschaftsstudium nach zwei Semestern abgebrochen. Hat Sie das viel Überwindung gekostet?*

Das brauchte schon sehr viel Überwindung – vor allem, diesen Entscheid meinen Eltern mitzuteilen. Es ist immer eine Niederlage, wenn man etwas abbricht. Und ich musste eine Alternative haben. Wenn die Situation eintritt, dass etwas zu Ende ist und man sich zwangsläufig für etwas Anderes entscheiden muss, ist man jedoch viel kreativer und motivierter, etwas zu finden. Man geht auf die Hinterbeine und sucht etwas. Das habe ich ein paar Mal erlebt in meinem Leben. Schlussendlich bin ich so bei dem gelandet, das mir am meisten liegt. Wenn alles funktioniert hätte, wäre ich heute irgendwo auf einer Bank. Und das wäre definitiv nicht das gewesen, was ich mir für mein Leben gewünscht hätte.

*Welche Verhaltensmuster konnten Sie bei Studenten beobachten?*

Während meines Jahres in St. Gallen 1993 beobachtete ich die Verhaltensweisen der Studenten noch nicht sehr stark. Sowohl optisch als auch vom Verhalten her gibt es aber schon gewisse Stereotypen. Man sieht durchaus, wer studiert. Insbesondere alternative Studenten fallen auf, sind an der HSG aber wohl nicht sehr stark vertreten. Es gibt authentische Menschen, und jene, die sich verkleiden. Die nicht authentischen erkenne ich sofort. Meine einzige Erinnerung an meine Studentenzeit ist, dass ich uh schlecht war.

*Welche Tipps geben Sie Studenten mit auf den Weg?*

Ich würde sicherlich versuchen, das Studium fertig zu machen. Ein Studium abzubrechen ist immer schade. Die Möglichkeit, später etwas komplett anderes zu machen, geht hierdurch nicht verloren. Primär sollte man hinterfragen, was man persönlich wirklich gerne machen würde. Denn das, was man gerne macht, beherrscht man in aller Regel auch gut. Problematisch ist, dass man als junger Mensch noch gar nicht wirklich merkt, was einen interessiert. Beispielsweise hatte ich in der Mittelschule null Interesse für all die Klassi-

ker, die wir lesen mussten. Man hat noch keine Lebenserfahrung und versteht die Bücher teilweise überhaupt nicht. Erst später denkt man, dass es eigentlich interessant gewesen wäre. Das Leben ist ein Stück weit falsch aufgebaut. Eigentlich sollte man zuerst rund 30 Jahre des Lebens geniessen und erst dann mit Lernen anfangen.

*Welches ist Ihr bester Witz über Studenten?*

Da habe ich zurzeit nichts auf Lager, da ich in dem Sinn gar kein Witzeerzähler bin. Da muss ich die Leute immer enttäuschen. Der Student hat das Gefühl, dass er die Welt verändern kann, wenn er rauskommt. Das ist dann leider nicht der Fall. Irgendwann landet man dann trotzdem am Kopierer und muss dies und jenes erledigen. Und das ist auch richtig so.

*Mit welchen Gefühlen blicken Sie auf Ihr bisheriges Leben zurück?*

Ehrlicherweise bin ich doch sehr zufrieden. Ich hatte grosses Glück und durfte schon sehr viel Schönes erleben. Das habe ich mir so wirklich nie auszumalen getraut.

*Was war das Highlight Ihrer bisherigen Karriere?*

Ich kann auf eine ganze Menge Highlights zurückblicken. Für mich ist natürlich das jährlich stattfindende Humorfestival in Arosa ein Highlight. Dazu kommen meine nicht wenigen Auftritte bei «Benissimo». Wenn du da hinter der Bühne wartest und weisst, dass du gleich live zu einer Million Zuschauern sprechen wirst, ist das schon krass.

*Sicherlich mussten Sie auch schon Tiefschläge wegstecken.*

Eine wirklich schwierige Zeit war das Jahr beim Circus Knie. Und zwar nicht, weil ich es nicht hätte machen können. Aber ich habe da etwas erlebt, das ich niemandem wünsche: Eine Medienkampagne, die ich einfach irgendwie durchstehen musste. Für mich ist es aber auch generell etwas Falsches, als Einzelkomiker, der mit Worten arbeitet, im Zirkus aufzutreten.

*Was konnten Sie aus dieser schwierigen Zeit beim Circus Knie mitnehmen?*

Seither habe ich eine ganz andere Sicherheit auf der Bühne. Ich mach-

te in dieser Zeit 200 Vorstellungen und musste mich jeden Tag auf etwas einstellen, das nicht wegen mir da war.

*Sie haben zwei Töchter. Wie hat man sich Claudio Zuccolini als Vater vorzustellen?*

Als Vater bin ich ziemlich normal. Meine Kinder wissen auch gar nicht recht, was ich mache. Ich habe den grossen Vorteil, dass ich nicht das Gefühl habe, mit meinen Kindern etwas verpasst zu haben. Schliesslich bin ich viel zu Hause und wir unternehmen vieles gemeinsam. Es gibt Zeiten, da bin ich aber auch viel weg. Das ist aber nicht weiter tragisch, da auch Kinder gerne mal alleine sind.

*Welchen Ratschlag geben Sie künftigen Eltern mit auf den Weg?*

Wenn Kinder eine Idee haben, muss man diese als Eltern unbedingt unterstützen. Bei meiner älteren Tochter warte ich zurzeit darauf, dass sie eine solche Leidenschaft entwickelt und

sich für etwas begeistern lässt. Generell sind Eltern heute zu stark auf ihre Kinder fixiert, etwas mehr Lockerheit im Umgang mit den eigenen Kindern würde nicht schaden...

*Inwiefern fühlen Sie sich in Ihre eigene Schulzeit zurückversetzt?*

Ich mache heute mehr Hausaufgaben, als ich früher während meiner Schulzeit löste. Die Ansprüche sind gegenüber früher schon sehr viel höher. Wenn ich heute sehe, was und wie früh Kinder etwas wissen müssen, ist das beeindruckend. Ich möchte, dass meine Kinder möglichst gut durch die Schulzeit kommen. Die ersten sechs Jahre habe ich während meiner Schulzeit gar nichts gemacht und war immer gut. Dann kam ich an die Kantonsschule und wurde extrem schlecht. So ist das Einzige, das ich vom Französisch noch weiss, dass ich es gehabt habe...

Interview



Jana Pensa & Fabian Kleebe

Der 48-jährige Komiker blickt mit grosser Zufriedenheit auf sein bisheriges Leben zurück. (zvg)



# Die Umfrage

Umfrage/Bilder

Jana Pensa & Frédéric Baur



## Nicole Keller, 24, MUG 1. Semester

Wichtig ist, dass man immer mit einem positiven Mindset Probleme angeht. Mit den richtigen Leuten an seiner Seite ist nichts unmöglich. Hilfreich finde ich, wenn man sich selber nicht allzu ernst nimmt.



## Benedikt Porten, 23, MAccFin 3. Semester

Student Impact! Be the change. Nachhaltigkeit und soziale Verantwortung ist für mich wegweisend und so gestalte ich mein weiteres Leben danach. Ich finde das sind wichtige Werte.



## Luisa Albrecht, 20, Politikwissenschaften und Soziologie in Bonn

Erfolg und Glück. Tönt platt, doch ich versuche etwas zu machen, was mir Spass macht und wovon ich leben kann. Wenn ich später etwas arbeite, was nützlich ist, wie Frieden herzustellen oder Elend zu beenden, dann finde ich das sehr erfüllend.



## Kim Pape, 21, VWL 3. Semester

Ich will mit meinen Entscheidungen, welche ich getroffen habe, zufrieden sein. Ich mache das, was ich als richtig empfinde. So studiere ich hier, weil es mich interessiert. Ich höre stark auf mein Bauchgefühl und dies bringt mich weiter.



## Was ist dein Kompass, welcher die Richtung durch dein Leben zeigt?

### **Or Shahaf, 24, Master in Computer Science in Tel Aviv**

Complexity in life is important and so is becoming a person that understands complex phenomenons. I try to understand complex subjects and this drives me further. My goal is to achieve my goals and to never lose the simple fun in life.



### **Benjamin Nägeli, 21, Assessment**

Mein Antrieb ist es, irgendwann in die Filmindustrie einzusteigen und einen Footprint zu hinterlassen. Doch bis ich mich selber finanzieren kann, muss ich genug Geld verdienen. Sonst wird das nichts.



### **Ramon Klammsteiner, 21, Assessment**

Meine Kollegen und auch Geld zeigen mir, wo es in meinem Leben hingeht.



### **Sofia Garcia, 19, Politikwissenschaft in Mannheim**

Ich komme aus Kolumbien und studiere in Deutschland. Was mich dazu antreibt, fernab meiner Heimat zu studieren, ist, dass ich meinem Land später etwas zurückgeben kann. Ich kann helfen das Land und das Leben der Menschen in Kolumbien zu verbessern.



# Organs

## Who are we?

Website: shsg.ch

Instagram: studentenschaft

SHSG-App: Available in the App Store



## HR & Culture

- One of our most beneficial services is the support we give to the 125 accredited clubs at the University.
- HSG Alumni Ambassadors
- At the legendary Wiesn Party from the LINK-Team, 150 Olma Bratwurst were consumed.

## Representation of Interests

- Summer School 2019 (August 21st- September 4th, 2019) will be updated and will include two different tracks.
  1. Artificial Intelligence & Web Development
  2. Crypto & IoT
- Due to the ongoing program reforms of the university, teams have been formed that will accompany the university with its decisions regarding the reforms of:
  1. Bachelor of International Affairs
  2. Master of International Affairs
  3. Assessment Year

## Marketing & Events

- We have the possibility to accompany all the SHSG Teams through their different projects and involve the entire university community with our communication. We are the voice and the eyes of the work carried out by our colleagues in other departments.
- We are responsible for the SHSG Infoshot, all social media platforms such as Facebook and Instagram as well as our App.
- Follow us @studentenschaft if you haven't yet!
- This year, an open-air cinema is planned
- Stay tuned for the surprise action taking place during the Lernphase in January!
- The Brand Management team manages almost ten brands and sub-brands (including the CO, the SHSG Summer School, the SHSG App, and the Initiatives)
- More than 1000 students took part in our Boat parties in 2016 and 2017.



## Student Parliament

- Total number of hours debated: 32 in the round plus 10 hours for each individual commission
- Number of pizzas eaten during the debates: 137
- Oldest Representative: 29 (On the official start date of StuPa 17/18)
- Youngest Representative: 18 (On the official start date of StuPa 17/18)
- Composition of the Representatives: 44 Representatives, of which 28 are men (63.64%) and 16 are women (36.36%)

## IT & Campus

- One of our main projects we are working on is the modernization of the Course Catalogue. Namely we are integrating course reviews by other students directly into the catalogue.
- Go check out the newly launched SHSG Sharing is Caring App, not just for a newly renovated Sharing is Caring platform but also for information about the University as well as current events and parties!
- Another main project we are currently working on is the Outdoor Fitness Facility!

## Ressort International

- Total number of kilometers that will be travelled in 2019: 37,880 Kilometers
- Destinations 2019: Montreal, Santiago de Chile, Zagreb, Peking, Singapore
- Number of student volunteers: 34
- Number of satisfied participants per year (excluding Buddy System): 220
- Average number of friends gained after a tour with us: 39 per person
- Price of our tours: Between 700 and 1,500 CHF for 20 days all inclusive
- Price of the memories collected on a tour with us: Priceless

# Initiatives

## Skriptenkommission

- Our team works approximately 2,000 hours per semester in order to provide you with your materials. The work typically starts one month before the semester even begins.
- Our best-selling book this year: “Arbeitsbuch zu Grundlagen der Mikroökonomie” for the Assessment level.
- Website: [www.myskk.ch](http://www.myskk.ch)
- Facebook: <https://www.facebook.com/skriptekommission/>
- App: Available for free on the App Store named “SHSG”
- WE KNOW YOU LOVE OURSOUND! Spotify Playlist: User Kauto92 Playlist Name: SKK

## Bereich G

- Adhoc sold 72,000 Drinks and 6,200 liters of beer in 2017/2018
- Meeting Point sold 21,000 Drinks and 750 liters of beer in 2017/2018
- 20 different types of gins, 22 different types of whisky, 8 different types of vodka, and 9 different types of beer offered by Bereich G
- Bereich G’s space was rented over 150 times throughout the year.
- More than 400 Weisswurst-frühstück menus were sold in 2017/2018.

## prisma

- prisma is published twice a semester and per issue, 2,500 exemplars are printed.
- This is the 378th issue!
- Our editorial office consists of 40 students.
- We’ve been quoted more than a couple of times in other news sources such as St. Galler Tagblatt, Watson and Blick am Abend.

## Finance

- Our main task is to pay the bills which amounts to approximately 1000 CHF per year!
- We are also responsible for the execution of the First Semester Package!
- Make sure you check out the Student Deals Section on our website: [shsg.ch](http://shsg.ch) that we have worked so hard to get for you!

## Appeals Service

- We deal with about 1-3 cases per year. Even though this number sounds insignificant it is important to point out that we are not the official Appeals Commission from the University of St. Gallen, we are the judicial branch of the Student Union that deals with disagreements within our organization.
- We are currently creating a databank that will be available to students with past appeals and their results.
- An appeal can take anywhere from 1-6 months!
- Most asked question from students: What can we do once the appeals deadline has passed?



# Farewell Fronter, Hello Canvas

*Fed up with StudyNet? The days of our old learning platform are limited, since it does not meet the needs of the students anymore. The HSG wants to foster innovative teaching formats in order to continuously improve the curriculum for its students and keep pace with the high requirements of university teaching.*

**T**he SHSG was part of the decision committee, ensuring that the students' point of view was seriously taken into account. Eventually, hard work paid off and the students' favorite won the bid – Canvas. Unlike the current StudyNet provider Fronter, Canvas seems to be user-friendly as well as versatile. To name just a few examples, students can easily access the platform through the Mobile app on their smartphones. Moreover, it includes features such as collaborative document sharing. Therefore, we students can do all our group work on one single platform, no need for Google Drive or Microsoft Office Online anymore! In a nutshell, Canvas convinced us with its high usability.

Canvas will play an important role in the academic reforms. In this sense, the management of each program will define learning objectives for the respective major. Furthermore, lecturers will set goals, both for their courses and for each lecture. The new StudyNet provider is also able to track the students' learning progress, in order to assess whether teaching is efficient. This feature allows us to constantly improve teaching at HSG, which not only benefits us students, but also the lecturers. Last but not least, new examination formats become possible, beyond the old-fashioned papers and multiple-choice formats.

Whether Canvas truly innovates the teaching/learning process at HSG or not depends on the lecturers' wil-

lingness to critically reflect their teaching habits. Thus, we must all embrace change, in order to maximize the utility of the investment. Therefore, the SHSG is planning to form a support group, made up of students, who shall provide input and help lecturers innovate their classes, which are our classes.

In Spring Semester 2019, some selected courses from the Bachelor as well as the MBI program will be supported by Canvas, as a test run. Finally, in Fall Semester 19, Canvas will have completely replaced the old StudyNet. Farewell Fronter, farewell.

Text  
SHSG

Florian Wussmann

Jacqueline Gasser-Beck





Das Learning Center der HSG: Ein Neubau für die Lehre der Zukunft. (zvg)

## «Open Grid» – das neue HSG Learning Center

*Schon seit einiger Zeit steht fest, dass der HSG-Campus um ein neues Learning Center erweitert werden soll. Nun erhält das Projekt mit dem Namen «Open Grid» immer konkretere Gestalt.*

Vergangenen Februar durfte die Öffentlichkeit und nicht zuletzt die Studierendenschaft mit Interesse zur Kenntnis nehmen, dass auf dem ungenutzten Grundstück zwischen Bib-Gebäude und Guisanstrasse ab 2019 ein neues «Learning-Center» für 60 Millionen Franken entstehen soll – ausschliesslich finanziert durch Spendengelder. Wer dabei eine plumpe Erweiterung der Bibliothek in neumodischem Kleid erwartet, irrt sich gewaltig.

So hat die HSG-Stiftung jüngst den Schleier gelüftet und über die Details des Projekts «Open Grid» informiert. In einer gleichnamigen Publikation, welche an alle Alumnae und Alumni gerichtet ist, wird sowohl die ideelle Konzeption des Projekts als auch deren konkrete Ausgestaltung erklärt.

Auf 7161 Quadratmetern soll über insgesamt vier Stockwerke verteilt ein «lichtdurchflutetes Gebäude mit flexiblen Raumgestaltungsmöglichkeiten» geschaffen werden. Der Betonbau wird dazu aus kubischen Matrizen mit grosszügigen Fensterfronten bestehen, wobei im Inneren 3,5 Meter hohe Räume mit modularen Wandsystemen und mobilen Trennwänden geplant sind, die je nach Bedarf angepasst werden können.

Star-Architekt Sou Fujimoto, dessen Büro den Architekturwettbewerb für sich entschied, erklärt dabei die zwei Leitmotive des Projekts: Einerseits habe man sich am Grundriss eines Rasters orientiert, welches in der Schweizer Architektur traditionell verankert sei. Andererseits stehe eine organische Gestaltung im Vordergrund, welche der Flexibilität jüngerer Generationen gerecht werde. Herzstück des Neubaus bildet dabei das zentrale Atrium, welches sich über drei Stockwerke erstrecken und im Sinne eines klassischen Forums den «Marktplatz der Ideen» repräsentieren soll. Sämtliche Räume werden Zugang zur begrünten Aussenterasse haben, welche in drei Ebenen gegliedert ist und sowohl mit Rückzugsorten als auch Begegnungsmöglichkeiten für den Austausch zwischen den Studierenden aufwartet.

Nebst Bereichen für stilles Lernen sollen dynamische Räumlichkeiten für Gruppenarbeiten und im Erdgeschoss gar ein Workshop- und Atelierbereich samt «Creative Lab» zur Verfügung stehen. Das Gebäude steht gemäss Prof. Dr. Marc Angéil, dem Präsidenten des Preisgerichts, in einem Verhältnis «kreativer Spannung» zur brutalistischen Architektur

des historischen Campus und habe durch seinen auch im internationalen Vergleich sehr innovativen Charakter bestochen.

Rektor Thomas Bieger sieht in «Open Grid» gar eine Vision für die Lehre der Zukunft: Die Studierenden sollen in den Mittelpunkt rücken und dazu angeleitet werden, sich selbst Wissen anzueignen, kritisch darüber zu reflektieren und es schliesslich zielorientiert anzuwenden. Nur so könnten die notwendigen Kompetenzen entwickelt werden, um die Probleme der Zukunft gemeinsam zu lösen.

Die SHSG ist als Mitglied des Projektteams stark in Planung und Entwicklung des Learning Centers eingebunden. Wir sind froh um Anregungen und Ideen von Studierenden, seien dies Einzelpersonen, Arbeiten im Rahmen eines Kurses oder ähnliches. Ideen oder Vorschläge können an den Präsidenten der SHSG, Yannik Breitenstein, gesendet werden.

Text

Jorgos Boulamatsis & Darya Vasylyeva



# Ein Proteinriegel der anderen Art

*Das HSG-Start-up «Fit Beef» eilt den karnivoren Sportaficionados unter euch zur Hilfe: Der fleischhaltige Fit Beef Beefstick unterstützt beim Muskelaufbau.*

**W**er kennt es nicht? Man will sich ein wenig gesünder ernähren und mehr trainieren. Damit das Training auch die gewünschte Wirkung zeigt, wird die Proteinzufuhr erhöht. Die Möglichkeiten, die tägliche Proteindosis zu steigern, sind beinahe unendlich: Vom herkömmlichen Proteinpulver über Proteinriegel bis hin zu Puddings mit der Extra-Portion Eiweiss lässt sich auf dem Markt alles finden. Sogar Ovomaltine hat einen speziellen Drink mit originalem Ovogeschmack aber zusätzlichem Protein lanciert. Diese Auswahl mag schön und gut sein, jedoch gibt es dieses unendliche Angebot fast nur mit Schokolade- und Vanillegeschmack, was mit der Zeit ganz schön langweilig werden kann.

Diesem Problem haben sich die Studierenden hinter dem HSG-Start-up «Fit Beef» gewidmet: Sie brachten einen revolutionären Proteinriegel aus Fleisch, den «Fit Beef Beefstick», auf den Markt. Mit 52 Prozent Proteingehalt bietet er den höchsten Pro-

teingehalt aller Proteinbars auf dem Markt. Ausserdem besteht der Beefstick zu 100 Prozent aus Schweizer Rindfleisch, was die hohe Qualität sicherstellt.

Nebst dem überdurchschnittlichen Proteingehalt weist er einen beachtlich niedrigen Fett- sowie Kohlenhydratgehalt aus, was ihn zum perfekten Snack für zwischendurch macht.

Diese fleischhaltigen Proteinriegel sind aber nicht nur für Leute gedacht, die das Ziel verfolgen, extrem viele Muskeln aufzubauen. Sie eignen sich für Sportler, Athleten und Fitnessenthusiasten ebenso wie für Fleischgeniesser.

Bestellen kann man die Riegel ganz einfach über die Webseite des Start-ups und auf Vorrat, da sie praktischerweise mindestens vier Monate ungekühlt haltbar sind.



Text

Jana Pensa



Perfekt für unterwegs: der Fit Beef Beefstick. (zvg)

strategy&

**Real Challenges.  
Real People.  
Real Impact.**

Be part of a legacy of  
pioneering ideas.



[www.strategyandyou.pwc.com/gsa](http://www.strategyandyou.pwc.com/gsa)



© 2018 PwC. All rights reserved.  
PwC refers to the PwC network and/or one or more of its member firms, each of which is a separate legal entity. Please see [www.pwc.com/structure](http://www.pwc.com/structure) for further details.

# Hoch hinaus in die Freiheit

*Basierend auf einer wahren Geschichte erzählt das Filmdrama «Ballon» von einem der spektakulärsten und legendärsten Fluchtversuchen aus der DDR.*

**E**s ist der 16. September 1979 um drei Uhr morgens im Westdeutschen Thüringen. In diesem Grenzort zur damaligen DDR landen acht Personen in einem selbstgebauten Heissluftballon aus 2000 Metern Höhe. Peter Strelzyk (37) und Günter Wetzels (24) haben mit ihrer Konstruktion aus selbstgenähtem Stoff und dünnem Stahl ihren Frauen und vier Kindern die Flucht aus Ostdeutschland in die Freiheit ermöglicht.

## Die wohl dramatischste Flucht aus der DDR

Die Familien Strelzyk und Wetzels wollen mit einem selbst konstruierten Heissluftballon nachts über die zugemauerte Grenze in den Westen fliegen. Als endlich die richtigen Windbedingungen eintreten, scheitert ihr waghalsiger Fluchtversuch an einem leeren Treibstofftank. Der Ballon stürzt mitsamt Passagieren nur wenige Meter vor dem Ziel noch auf der ostdeutschen Seite zu Boden und die Fluggäste kehren unverletzt in ihren Alltag zurück. Bereits am Folgetag sichert jedoch das Ministerium für Staatssicherheit am Fundort des einstigen Flugwerks Spuren. Die Stasi nimmt sofort Ermittlungen auf, wodurch ein fesseln-der Wettlauf gegen die Zeit beginnt. Mit dem Bau eines zweiten Ballons wagen die Familien ein letztes Entkommen.

Das Ereignis wurde bereits drei Jahre nach den tatsächlichen Geschehnissen als fiktiver Spielfilm unter dem Titel «Night Crossing» («Mit dem Wind nach Westen») von Kit Hopkins und Thilo Röscheisen verfilmt. Für die Neufilmung sollte die Extremsituation laut Regisseur Michael Bully Herbig möglichst authentisch wiedergegeben werden. So holte Bully das Einverständnis der Familien Strelzyk und Wetzels ein, um den Film mit den reellen Namen der Protagonisten produzieren zu können. Nebst dem Gastauftritt des Ehepaars Wetzels in der letzten Filmszene trägt der in Originalgrösse nachgebaute Heissluftballon zum Charakter der Produktion bei. 2000 Stasi-Akten

wurden durchsucht und intensiv um die Rechte an der Lebensgeschichte gekämpft, bis das Remake «Ballon» nach sechs Jahren endlich den Sprung auf die Leinwand schaffte.

Bisher bekannt durch Komödien wie «Der Schuh des Manitu» (2001) und «(T)raumschiff-surprise – Periode 1» (2004), gelingt Michael Bully Herbig als Regisseur und Produzent mit seinem Film «Ballon» der Genrewechsel zu ernsten Kinofilmen. Besonders am diesjährigen «Zurich Film Festival» sorgte das Drama für Begeisterung und Zuspruch. Durch den ersten Fluchtversuch in der Eröffnungsszene und die Hetzjagd auf zweiter Erzählebene wird die Spannung und das Erzähltempo hochgehalten. Die Vorbereitungen zur Flucht mit dem zweiten Ballon werden parallel zur Verfolgung der Stasi allerdings langsam und akribisch aufgezeigt, was die Glaubhaftigkeit des breiten Handlungsspektrums sichert. Durch diesen Kontrast beweist «Ballon», dass ganz grosses Kino eben doch dem echten Leben entspringt.

Text

Nadine Keller



Sommer 1979: Zwei Familien flüchten im selbstgebauten Heissluftballon aus der DDR. (zvg)

# Gewinnspiel: Fridge Detective

*Sende uns deine Lösung zum Kühlschrank-Rätsel bis am Dienstag, 18. Dezember 2018, an [redaktion@prisma-hsg.ch](mailto:redaktion@prisma-hsg.ch). Die beste Einsendung wird mit einer exklusiven HSG-Sporttasche belohnt.*

Es heisst, die Augen seien die Fenster zur Seele. Doch auch ein Blick in den Kühlschrank kann so einiges über dessen Besitzer verraten.

Unten sind Nahaufnahmen eines Kühlschranks einer 4er-WG an zwei verschiedenen Tagen abgebildet. Wer sind die Besitzer (Nummern)?

— weiblich / männlich?

— Alter?

— Studienstufe? (Assessment/Bachelor/Master)

— Studiengang?

Tag 1

Tag 2

1



2



3



4



Tipp: im Reddit Thread «Fridge Detective» kann weiter geraten werden!

<https://www.reddit.com/r/FridgeDetective/>

# Aus dem Archiv

prisma vor 43 Jahren | Ausgabe 110 | Jahrgang #17 | Mai 1975

## SCO: QUO VADIS?

Als im Jahre 1971 das 1. Symposium für wirtschaftliche und rechtliche Fragen des Umweltschutzes an der HSG durchgeführt wurde, herrschte allenthalben Aufbruchsstimmung. Von Walterskirchen spricht in der Einleitung seines Buches zu diesem Symposium von einer "Erweiterung des Horizonts der Verantwortung eines jeden". Man besann sich plötzlich wieder der Tatsache, dass der Mensch nur ein Teil eines noch fortschreitenden Evolutionsprozesses ist und somit für seine gesamte Umwelt mitverantwortlich ist. Die Oekologie wurde als eigenständige Wissenschaft erkannt, gegen deren Gesetze die Nationalökonomie in selbstzerstörerischer Weise verstieß. Prof. Binswanger forderte deshalb nicht weniger als ein neues ökonomisches System, eine umweltkonforme Wirtschaftsordnung. Die "Gründerväter" des SCO waren sich sehr wohl im klaren darüber, dass es dazu einer radikalen Umkehr bedurfte. Gesucht wurde eine neue Ethik, ein neues Selbstverständnis, welches nicht unbedingt den Menschen in den Mittelpunkt stellt. Auch in den folgenden Jahren leistete das SCO wertvolle Arbeit bei der Konkretisierung von anfangs noch sehr vagen Vorstellungen. Umso unverständlicher und befremdlicher muss einem daher der Ablauf des diesjährigen, inzwischen 5. Symposiums, erscheinen, das unter dem Thema "Informations- und Umweltpolitik in Staat und Wirtschaft" stand. Zwei Schwerpunkte wurden gelegt: Zum einen Referate von Vertretern aus Verwaltung, Wissenschaft, Wirtschaft, Erziehung und Presse, zum anderen Gruppenarbeit über den Fall Kaiseraugst und Umwelterziehung. Zieht man das Résumé aus den drei Referaten, so kommt man nicht umhin zu bedauern, dass es die Quantität war, die obsiegte und nicht die Qualität.

Prof. Schoeck, der über Kommunikationsprobleme zwischen Bevölkerung und Wissenschaft sprach, führte die Aufmerksamkeit der Zuhörer in die Tiefen der seelischen und sozialen Wirklichkeiten, was nichts anderes heisst, als dass bei Entscheidungen über Fragen des Umweltschutzes immer mehr eine "Chronologie der Angst" bestimmend wird. So richtig diese Feststellungen auch sind: sie bleiben doch sehr an der Oberfläche und lassen das Verständnis für die durchaus real fassbaren Gründe diese "Oekospasmos" vermissen. Es ist zu einfach, das sich manifestierende Misstrauen mit einem Hinweis auf das Irrationale disqualifizieren zu wollen, nachdem man als Betroffener zu einer rationalen Diskussion nur ausnahmsweise zugelassen wird (siehe Kaiseraugst).

Dr. Riemerschmid, Vorstandsvorsitzender eines Kraftwerkbetriebes in München, erkennt richtig, dass sich die Diskussion zunehmend von der Technologie des Kernkraftwerkes löst und politische Formen annimmt. Seine Folgerung, die Verantwortlichen der Kraftwerke mussten dieses glatte Parkett meiden, führt ihn aber sehr rasch in die gewünschte Richtung, indem er die Verantwortung gefährlich verengt: "Zielsetzung des Erbauers ist also die Duldung bzw. Akzeptierung des Kernkraftwerkes durch die Bevölkerung." Die Bevölkerung muss also mit ihrem Schicksal versöhnt werden, um Reibungsverluste beim Vollzug der von den selbsternannten Schicksalsbestimmern vorgenommenen Handlungen möglichst auszuschliessen. Nicht mehr das Kernkraftwerk selbst ist das Problem, sondern die aufmüpfige Öffentlichkeit.

1. Die Symposiumsleitung versuchte in erschreckender Weise, sich bei jenen Kräften der Wirtschaft anzubiedern, die alle Krisen und Konflikte am liebsten gewissen "Umweltfanatikern" oder gar "Systemveränderern" in die Schuhe schieben wollen. Sie muss sich die Frage gefallen lassen, ob sie nicht damit die Mittlerrolle zwischen Wirtschaft und Öffentlichkeit, zwischen Theorie und Praxis aufgegeben hat.

2. Indem das Symposium sich einer Seite unterwirft, gibt es seine Funktion auf, die nur darin bestehen kann, Gemeinschaftsziele zu formulieren, die letzten Endes allein der Wirtschaft helfen können, ein gewandeltes Selbstverständnis zu finden. Nur so kann es der verunsicherten Wirtschaft Orientierungshilfen bieten auf der Suche nach Verhaltensweisen, die den "irreversiblen Wandel der Verhältnisse" (Eberhard Schmidt, BBC) entsprechen. All dies ist letzten Endes auch eine Verkennerung der Einsicht wachsender Kreise der Wirtschaft, die sich sehr wohl der Notwendigkeit der "Erweiterung des Horizontes der Verantwortung" bewusst geworden sind.

3. Wie weit es aber mit dem SCO gekommen ist, mag die Tatsache illustrieren, dass sein Präsident im Anschluss an das Referat von Max Winkler vom Bund Naturschutz in Bayern glaubt, letzteres vor dem Auditorium entschuldigen und verharmlosen zu müssen, weil dieser es wagte, die Phalanx der Selbstgefälligkeit zu durchbrechen, indem er diese anprangerte. Mehr noch: Wie begründet das SCO seine ursprüngliche Absicht, ausgerechnet dieses Referat nicht zu vervielfältigen



## Zuckerbrot Öffnet die Pforten – automatisch

Das Wasser sei an der HSG zu kalt, schrieb 20 Minuten vor geraumer Zeit. Ein Wunder, dass die Qualitätszeitung die massiven Türen nicht erwähnte, welche beinahe eine Fitness-Lektion ersetzen. So ist es nur verständlich, dass heute viele Kommilitonen einander die Türen aufhalten. Niemand will diesen Kraftakt einem anderen aufbürden. Auch stellt es eine gute Möglichkeit dar, sein Gentleman-Verhalten zu trainieren; eventuell ergibt sich ja noch ein gemeinsamer Kaffee aus dem süssen Lächeln, das der starke Mann durch den Kraftakt einheimst.

Doch nun wird euer Bizeps schwinden, denn der Fortschritt naht: Die erste Tür an der Uni öff-

net sich bereits automatisch. Ganz unscheinbar und ohne grossen Wirbel wurde der Mechanismus rechts des Haupteinganges zum Gebäude 01 eingeführt. Nun erleichtert er uns schon seit diesem Semester das Leben. Man kann nun also problemlos mit dem heissen Kaffee in der einen und offenem Skript in der anderen Hand hinausstolpern und sich in den kurzen Pausen hastig eine Zigarette anzünden. Aber Achtung, die Pforte schlägt einen fast um, wenn man ihr zu nahe kommt.

Wir können davon ausgehen, dass dies ein Pilotversuch ist, um in einer späteren Phase ein solches System ganzheitlich einzu-

führen. So bleibt genug Energie für die nächsten Lektionen. Ein kleiner Schritt der HSG, ein grosser Schritt für die Studenten. Was können letztere weiter von ihrer Universität erwarten? Die einen wünschen sich sehnlichst mehr Platz zum Lernen, die anderen schon eine Seilbahn vom Marktplatz hoch zur Alma Mater. Wir bleiben gespannt, wie es weiter geht und verfolgen die Lage.



Text

Frédéric Baur

## Peitsche Smileys, die Blähungen verursachen



Als im Grossen und Ganzen doch zufriedener Mensa-Kunde schmerzt es mich besonders, für einmal unser aller tägliche Gaststube mit Peitschenhieben eindecken zu müssen. Doch das wundervolle Smiley-Terminal am Ende des Abräum-Förderbandes beschert mir nach jeder einzelnen Essensaufnahme himmeltraurige Blähungen. Mit vier mehr oder weniger gut gelaunten Smileys sollen die Mensa-Sternköche von ihrer Kundschaft wertvolles Feedback erhalten.

Den konkreten Sinn und Zweck des Happy-or-not-Terminals auszumalen, übersteigt mein Vorstellungsvermögen fundamental. Dass der Anbieter des Terminals damit wirbt, dass damit den Kunden individuelle Fragen

gestellt werden können, vermag daran wenig zu ändern. Denn genau soll an diesem Tool individuell-konkret sein? Ein allgemeineres Feedback ist mir beileibe noch nie untergekommen.

Wagen wir den an der HSG stets beliebten Blick in die Praxis: Sind die Pommes frites für einmal wieder pampiger als der perfekt zubereitete Brei, bewegt sich – zumindest in meinem Einzelfall – der rechte Zeigefinger beim Bewertungs-Terminal in solch rasanter und vielfacher Art und Weise, wie es sonst nur beim Löschen lästiger Spam-Mails der Fall ist. Die Folge davon: ein verzerrtes Bild, wie es ansonsten bei anonymen Feedbacks eben gerade nicht der Fall ist.

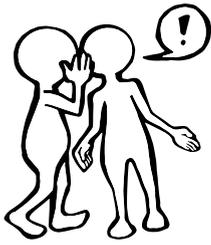
Mein Hauptkritikpunkt ist, dass die Mensa die Funktionswei-

se des Smiley-Terminals leider nicht gänzlich begriffen hat. Auf der Website des Herstellers sind die Modelle stets mit einer konkreten Frage ausgestattet – dies im Gegensatz zu jenem im Speisesaal der HSG. Würde unsere Kantine also Tag für Tag das Terminal mit einer spezifischen Frage beglücken, würde das vorliegende Hasslied auf einen Schlag obsolet. Eine Beispielfrage hierfür wäre etwa: Steht ihr auf unser stets verkochtes Gemüse, wie es ansonsten nur im Altersheim serviert wird?



Text

Fabian Kleeb



## Gerücht

# Neue Heizung für die Bib

Es war eine der polarisierendsten Neuigkeiten der letzten Wochen auf dem Campus: Die HSG investiert 400 000 Franken in einen Supercomputer für die Forschung im Bereich künstlicher Intelligenz. Während einerseits viele der Meinung waren, dass dies eine sinnvolle Investition in die technologische Weiterentwicklung der Uni ist, wurden auch Stimmen laut, die sich Investitionen in anderen Bereichen gewünscht hätten. Oft gefordert wurde dabei eine Erneuerung der Heizung in der Bibliothek, da insbesondere in der winterlichen Lernphase viele Studierende in der Bib nicht nur aufgrund der Prüfungen Gänsehaut bekommen.

Gerüchten zufolge hat die HSG nun reagiert und NVIDIA, den Hersteller des Supercomputers, gebeten, die Kühlung des 200 Kilogramm schweren DGX-2 zu entfernen. Die durch die Leistung von 2 Petaflops erzeugte Wärme sollte nämlich, gemäss von Professor Schuppli durchgeführten Berechnungen, ausreichen, um das ganze Bibliotheksgebäude auf die gleiche Temperatur wie in der Sommer-Lernphase, nämlich angenehme 33.8 Grad Celsius, zu heizen.

Damit sich die Wärme gleichmässig verteilt, soll der Computer den Platz der Bronzestatue in der Mitte der Bib einnehmen. Das Institut für Computer Science wird dementsprechend seine Mitarbeiter auch in der Bibliothek arbeiten lassen, um auch weiterhin mit dem Supercomputer Datenanalysen durchführen zu können. Dies führt zwar zu einem Verlust an Lernplätzen, soll aber die Forschung der Universität den Studierenden noch näherbringen.

Gegen das Problem der hohen Lautstärke der Rechenmaschine sind auch bereits Massnahmen geplant. Da bei starker Belastung des Computers ein Schallpegel von bis zu 70 Dezibel entstehen kann, werden die Bibliotheksmitarbeitenden netterweise, wie auch während der überhaupt nicht am komplett falschen Ort stattfindenden Podiumsdiskussionen des Symposiums, für alle Studierenden Ohropax bereitstellen. Diese Massnahme soll aber nur kurzfristig notwendig sein, da ab 2020 der Bau des Learning Centers den Lärm des Supercomputers sowieso bei Weitem übertreffen wird.

Text

Niels Niemann



## Impressum

### Herausgeber

prisma - Das HSG-Studentenmagazin  
Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen  
Telefon 071 224 79 04  
E-Mail [redaktion@prisma-hsg.ch](mailto:redaktion@prisma-hsg.ch)

### Druck

Onlineprinters GmbH  
Rudolf-Diesel-Strasse 10  
91413 Neustadt a. d. Aisch

Telefon +41 61 5100041  
E-Mail [info@onlineprinters.ch](mailto:info@onlineprinters.ch)

**Chefredaktor** Fabian KleeB

**Ressortleiter** Frédéric Baur, Jessica Eberhart,  
Daria Kühne, Luana Rossi

**Layout** Patrick Buess

### Anzeigen und Abonnemente

Daniel Schlatter  
Telefon 079 423 75 22  
E-Mail [vertrieb@prisma-hsg.ch](mailto:vertrieb@prisma-hsg.ch)



# HSG Focus

Das Magazin der Universität St.Gallen

4/2018

# KUNST



Kostenlos im Web  
[magazin.hsgfocus.ch](http://magazin.hsgfocus.ch)  
sowie in den  
Stores



BROMUNDT

Panorama | Menschen | Forschung | Studium | Alumni